Matthäi

Das

Verhältniß des Christenthums

zur Politik

nach akademischen Vorträgen.

Nebst Fragmenten aus seiner Lehrwirksamkeit.

Von

G. C. R. Matthäi,
Doctor der Theologie und Philosophie zu Göttingen.

Zum Besten der Schleswig-Holsteiner.

Göttingen
bei Vandenhoeck und Ruprecht.
1850.

Der

hochwürdigen theologischen Facultät

zu Königsberg

ehrerbietig und dankbar gewidmet

vom

Verfasser.

Die hochwürdige Facultät

bezeugte öffentlich das Werk des Verfassers für die Gottesgelehrtheit. Sie ernannte ihn zum Doctor derselben am 300jährigen Feste der Stiftung Ihrer Universität.

Wohl war das eine großherzige und gemeinsinnige Bezeugung. Sie wollte damit nicht bloß ihn selbst ehren, vielmehr auch der Gemeinschaft dienen. Er war und ist der hochwürdigen Facultät persönlich unbekannt, literärisch mit Ihr nicht verbunden, ein Mann in schwacher Stellung, in einem entfernten Lande. Dennoch erwählte Sie ihn aus der Menge.

Der Gemeinschaft aber wollte Sie erklären, daß er immer ehrenhafter für sie sein Werk zu treiben nicht bloß berufen, vielmehr auch verpflichtet sey. Denn je anerkannter der Beruf, desto unverkennbarer die Pflicht.

Dieser Pflicht genügen, war seit solcher ehrenwerthen Erklärung seine desto freudigere Aufgabe, je inniger es längst sein Bedürfniß war, die Jugend zu lehren; denn lehren — und zwar Gottes Wort in Christo lehren, war seit dem Erwachen seines höhern Bewußtseyns sein höchstes Gut auf Erden; daher aber wurde ihm insbesondre

zur sinnigsten Freude und zum reinsten Gelübde gerade der Name, welcher ihn als „Lehrer" und zwar „des Wortes Gottes" den Brüdern bezeichnete: und gewiß hat die hochwürdige Facultät auch diese Bedeutung Ihrer Verleihung im Auge gehabt.

Ob er seiner Pflicht genügte, wolle Sie Selbst hochsinnig ermessen, und die vorliegende Schrift — darum bittet er Sie vertrauensvoll — zum Maßstabe nehmen.

Findet Sie dann den Anlauf, um die Aufgabe würdig zu lösen, nicht mißlungen, so wolle Sie darin die

That der dankbarsten Gesinnung gegen Sie sehen, in welcher der Verfasser nie ermatten kann.

Diese inständige Bitte richtet in Ehrerbietung und Dankbarkeit an

die hochwürdige Facultät

Göttingen den 15. Sept. 1850. der Verfasser.

Vorrede.

Guizot in der Schrift „de la démocratie en France" verlangt, das Volk soll auch religiös-sittlich für die politischen Institutionen gebildet werden — nicht zwar zu einer der Macht nur unterwürfigen Gesinnung, wohl aber zu einem die Gründe der Macht einsehenden Verstande und dann auch zum Frieden geneigten Herzen, damit das zerstörende Parteienwesen schwächer, der aufbauende Geist der Einheit stärker und die Constitution eine Wahrheit werde. Das gilt für jedes große Reich insbesondre.

Wie die giftigen Schlangen und Insecten Südamerika's beim Mangel an Vorsicht oder Heilung dem Kräftigsten Leib und Seele zerrütten, so unterwühlen allmälig die politischen Parteien das stärkste Staatsgebäude. Im Alterthum ging Rom unter den Wuthkämpfen der Demokraten und Optimaten in Feuer und Blut auf. Im

Mittelalter wurde Italien durch den Todhaß derselben Factionen gegen einander verwüstet, und war beim Untergange der Republiken sclavischer geworden als die Juden in Aegypten, unterdrückter als die Perser, zerstreuter als die Athenienser, geschlagen und ausgeplündert, zerrissen und überrannt und auf jede Weise zu Grunde gerichtet, wie Macchiavelli schreibt und Sismondi beweist. Im Frankreich der neuen Zeit aber wurde Alles zuletzt dem Moder gleich — Reichthum und Armuth, Ehre und Schmach, der Mensch im Fürstenkleide und im Bettlerkittel, sogar der Schöpfer des Himmels und der Erde, denn auch es gebe keinen Gott, lautete der Machtspruch der Mächtigen, und die Menschenköpfe fielen wie die Kohlköpfe, ja in Marat stieg der Revolutionsgeist bis zu dem Wunsche, die Welt an allen vier Enden anzünden zu können.

Himmel und Erde, Ocean und Amazonenstrom mögen zeugen, ob es nach solchen Erfahrungen auf unsrer Erde gerecht sey, eine christlich-politische Bildung und Gesinnung abzuwehren, oder Christenthum und Politik nur auseinander zu halten. Aus dem Himmel, dem himmlischen Geiste des Allervollkommensten der Erde, der auch in uns ist, stammt es, auf der Erde die unser ist, wirkt es, mit nie welkenden Lebenskräften — in den Staaten und Kirchen, Schulen und Familien, und es

umkreiset die Erde wie der Ocean, und durchzieht die Länder wie ein langer wunderbarer Strom mit immer jugendfrischem Pflanzensaum — trotz allen Entartungen und Abweichungen, bösen Völkern und Zeitaltern. Zwar haben wir jetzt erst das prophetische Bild solches Umkreisens und Durchziehens. Aber auch dieses hätten wir nicht, hätten wir es nicht aus dem Christenthum selbst. Ja auch Größen steigen schon empor aus dem Ganzen seiner Geschichte, welche die immer vollere Verwirklichung des Bildes weissagen. Sehen wir solche in dieser Schrift selbst. Und dieses Christenthum wollen wir aus der Politik weisen? —

Ein Vierteljahrhundert hindurch erforschte der Verf. das Christenthum, nach Form und Geist in den Urkunden der heil. Schrift, nach Kraft und Wirkung im Leben der Völker, — zuletzt seinen universellen Charakter im vollsten Sinn, damit auch sein Verhältniß zur Politik. Solches Verhältniß hat er darauf in vielen Lehrvorträgen dargestellt, und auch dafür ein waches Interesse wahrgenommen, wie es jetzt freilich für eine Wissenschaft kaum noch in Aussicht steht, welche den achtbarsten äußern Berufszwecken nicht dienstbar zu werden scheint. Wirksam waren dabei Beweiskräfte, welche aus dem Born der Wahrheit quollen und ohne Sophistik die Bedenken löften.

Im Buche vom Fürsten erscheint der Beweis noch nicht so stark, wie in der vorliegenden Schrift, die Abwehr der Mißdeutung nicht so gesichert, die historische Erläuterung nicht so ausgedehnt, die lebendige Anwendung nicht so eingreifend. Der Geist beider Schriften ist jedoch Einer, und die Form der einen ist der andern würdig. Aber andre Zeiten, andre Urtheile. Lebten wir in einer bessern Zeit, so nützten wir zu einem bessern Ziel, und auch das Buch vom Fürsten trüge einen neuen Segen.

Das Historische ist in beiden der Umschlag des Gedankens, und nichts desselben ist für sich oder um seinetwillen. Daher ist es aus den berufnen Schriftstellern meist nur angedeutet, nach Gesammteindrücken aus ihnen, als concentrirte Erinnerung.

Der Weise rauft nicht das gute Kraut aus und läßt das Unkraut wachsen. Er sieht auf die Beweise. Sind sie Luftbilder, so haucht er sie mit Weisheit an und sie zerfallen. Stehen sie im Nadir, so bringt er sie dem Zenith näher. Die Kritik wird Unkritik, wenn sie ohne Beweise kommt.

Die Schrift vom Verhältnisse des Christenthums zur Politik macht Ansprüche, weil sie Pflichten hat und solchen bis zur Erschöpfung zu genügen weiß. Hat einer in Wien oder Berlin ein besseres Christenthum, so be-

weist die Kritik das bessere, fällt aber nicht ihr Gegentheil mit „Raka" oder „More" an. Denn das will Christus selbst nicht. Auch hört sie die Glocke, wenn sie schlägt, und sagt nicht, sie höre sie nicht. Nicht wissen, da wo wir wissen müssen, ist ebenso ungerecht, als nicht wollen, da wo wir sollen.

Nicht gemeinsinnig reden wir, sagen wir, das Buch vom Fürsten sey absolutistisch, also gegen das Recht des Volks, oder die Lehre vom Staat sey zu Zeiten bloß humoristisch, also gegen die Würde des Lehrers. Wehe allerdings, sagen wir es mit Recht. Der Fürst ist des Volks wegen, nicht das Volk des Fürsten wegen, sagt der größte der Fürsten, Friedrich der Große, und der Lehrer ist der Wissenschaft, nicht die Wissenschaft seinetwegen, sagt der Lehrer selbst. Zu ihr soll er durch ernste Demonstration anleiten, nicht durch humoristische Digression von ihr ableiten.

Der Gemeinsinnige findet aber weder dort Absolutismus, noch hier humoristische Digression. Das christliche Fürstenthum dient ihm nur zum Guten, und der Humor ist ihm nicht vom Uebel. Digression zu ihm sucht er nur da, wo durch den Humor die Lehre in der Lehre versäumt ist, nicht dagegen da, wo sie durch ihn gefördert wurde. Da sieht er vielmehr den rechten Schritt

oder Gressus des Humor. Auch die humoristische Sprache ist eine Gottessprache, eine lächelnde Natur- und Lebenssprache Gottes, welche Gott uns gab, damit wir den ernsten Gedanken der Wahrheit malerisch anschauen und dichterisch empfinden, und darin uns seiner von Grund der Seele erfreuen. Nur dem Entarteten mißfällt der Humor.

Ein Schlag auf den Beruf aber ist es, nennen wir den Schriftsteller absolutistisch — oder suchen wir in dem Lehrer Mangel an Ernst, welcher durch Mäßigung und Ernst Beruf hat. Zwar steht er vom Schlage auf, lesen oder hören wir ihn. Das thun wir aber heutzutage entweder schwerlich oder nur spärlich. Die Zeit ist theuer, das Suchen der Wahrheit um ihrer selbst willen selten, die Materie steht über dem Geiste — große Wissenschaften und große Charaktere von solchem Standpuncte ausgenommen.

Daher bringt der Verf. hier dem Leser ein neues kurzes, aber ausgelegtes Wort der Wahrheit, er vertraut, mit voller Klarheit, zu schneller Ueberzeugung; wo nicht, so verzichtet er, so viel er selbst will, auf den Beruf.

Von Gott aber ist des Menschen Beruf. Ihm soll er nacheilen, so oft es für ihn tagt, und im Nacheilen bis zum Einholen seine Seligkeit haben, die ihn über das Leiden des Lebens hinausträgt. Der Beruf ist sein Kleinod,

nicht für ihn selbst, sondern für die Brüder. Urtheil oder Ausschluß, so lange nicht bis zum Lebensschluß, verkümmert ihn nicht, die Waffe der Unschuld und des Rechts rostet noch nicht. „Wem viel gegeben ist, von Dem wird viel gefordert.“ „Ihr sollt euer Licht nicht unter den Scheffel stellen.“

Auch die Fragmente haben also ihr Recht.

Sein Leben berichten, war nicht die Sache des Verf. Auch an ihn kamen Anforderungen dazu, für literärische Hand- oder Namenbücher, Chroniken oder Biographien. Sein Leben war aber für ein anderes Werk.

Dieses Mal konnte er das Andringen nicht abschlagen. Er schrieb die Fragmente, nicht weil er wollte, sondern weil er mußte. Das erläutern sie selbst. Er that erst sich selbst unerzählbare Einreden, ehe er sich zu ihnen verstand, und verläugnete sich selbst bis zur Entkräftung, als er sich zu ihnen entschloß. Erst nach einer neuen Aufraffung der Kräfte ging er für sie zu Werke, und erst die neue Gelegenheit für die Wissenschaft bei diesem Werke brachte ihm die ursprüngliche Heiterkeit des Geistes zurück.

Wer meint, der Verf. erhebe sich selbst in den Fragmenten, versteht nicht die Wahrheit des ehrlichen Mannes. Der Verf. hat die Thatsachen und Zeugnisse ge-

schwächt und gekürzt; es wurde ihm zu viel, sie sich ausreden zu lassen.

Die ganz persönlichen Data der Fragmente unterwerfen sich nicht der Kritik. Sie sind für Diejenigen, welche seinem Berufe Opfer brachten, zum Theil auch für Solche, welche seiner Wissenschaft angehören.

Die Fragmente sind der Schrift über das Verhältniß des Christenthums zur Politik angeschlossen. Der Verf. wollte sie mit dieser Schrift verbunden auch Männern der Wissenschaft darbieten, denen er sie ohne eine rein wissenschaftliche Zugabe vorzulegen nicht für gut fand.

Inhalt und Zweck der Fragmente sind vorherrschend socialer oder moralischer Natur. Doch erhielt in ihnen auch die strenge Wissenschaft nicht ganz unerhebliche Beiträge, zur weitern Erläuterung früherer Lehrvorträge. Auch solche werden die älteren einstigen Hörer derselben nicht ohne Theilnahme und die jüngeren nicht ohne Lehre lesen.

Inhalt.

Erster Theil.

Die lehrreichsten Ansichten vom Verhältnisse des Christenthums zur Politik.

Zweiter Theil.

Das Verhältniß des Christenthums zur Politik selbst.

Noch mehre besondre Lehren beider Schriften im Geiste Christi.

Erster Theil.

Die lehrreichsten Ansichten vom Verhältnisse des Christenthums zur Politik.

Vier Ansichten haben wir hier, fast wie vier Weltgegenden. Die eine geht auf Feindschaft des Christenthums und der Politik, die andere auf Gleichgültigkeit beider gegeneinander, die dritte behauptet die Unterordnung der Politik unter das Christenthum, die vierte eine Einwirkung des einen auf die andere, bald mehr im Allgemeinen, bald mehr im Besondern.

I. Die Feindschaft des Christenthums und der Politik.

§. 1.

Hier nennen wir Machiavelli. Er vertritt den schlangenklugen Despotismus nach dem Untergange der Republiken des Mittelalters, in seiner Schrift über den Fürsten u. in s. florentin. Geschichte. Er kann nicht anders als das Christenthum der Politik für feindlich halten, für eine thörichte Weltbetrachtung von nur schädlichem Einflusse auf die Regierung des Staats und den Gehorsam der Bürger. Sein erstes Princip ist die absolute eiserne Gewalt, des Christenthums erstes

die gewalt-beschränkende und mildernde Liebe; sein zweites Princip in der Gewalt die Schlangenklugheit, des Christenthums zweites die Schlangenklugheit in der Unschuld. Macchiavelli verlangt vom Fürsten, er soll strafen zum Schrecken und schrecken zur Befestigung der Macht, — er soll aber auch vergeben zur Abwehr, nämlich derer, welche durch die Bestrafung aufgebracht der Macht gefährlich werden: das Christenthum gebietet, er soll strafen zur Gerechtigkeit und vergebeu zur Nacheiferung, für Alle, welche durch die Bestrafung an der Liebe irre werden. Oder Macchiavelli verlangt, der Fürst soll mit dem Gelde geizen, weil Geld Muth und Muth Macht gibt, — er soll aber auch freigiebig seyn, weil er sich Freunde dadurch macht, die ihm zu Werkzeugen der Macht dienen: das Christenthum gebietet, der Fürst soll sich nicht bloße irdische Schätze sammeln, Schätze, welche nur ihm selbst auf Erden in seinem leiblichen Wohlergehen dienen, wie einst die Schätze des falschen Fürsten Karl von Ludwigsburg, welcher Alles für seine sinnliche Füllung und Sättigung aufbot, sondern himmlische Schätze (Mt. 6, 19 f. Lc. 12, 15—21.), Schätze, welche Frucht auch im Himmel des Volks, in seinem geistigen und sittlichen Leben bringen (s. den christlichen Begriff des Himmels §. 5.), wie einst die Schätze des Musterfürsten Franz von Dessau, welcher für die leibliche und geistige Erhebung seines Volkes Alles dahingab, nachdem zu dessen Erniedrigung sein Bruder Leopold Alles hinwegnahm und bloße irdische Schätze sammelte; und der Fürst soll vor Allen sich Freunde machen mit dem Mammon der Ungerechtigkeit, damit er vor Allen in die äonischen Hütten eingehe, d. h. er soll im Leben freigiebig seyn, damit er auch in und nach dem Tode das selige Bewußtseyn des Wohlthäters des Volks habe, und alle Zeit zur Nachahmung als solcher vom Volk angeschaut und verherrlicht werde *).

---

*) Die Sprüche Christi sind angewandt im Geiste Christi (Joh. 6, 63), d. h. hier, gemäß seinen religiös-sittlichen Grundsätzen

Was haben Christus und Beliar gemein? — desto mehres Hobbes und Macchiavelli. Doch ist des ersteren Politik naturkräftiger, des letztern künstlicher gesponnen, jene daher nicht so widerchristlich, aber ebenso unchristlich wie diese. Die Gewalt ist in Hobbes „Leviathan" die berechtigte Mutter der Herrschaft, Befehl und Gesetz sind ihre Acte in der Noth, ohne Anspruch an Ueberzeugung; denn der Wille des Menschen ist böse von Jugend auf und ohne Handschellen gefährlicher, als die Tücke des Thiers. Zur Nothwehr dagegen ist der Staat erfunden, als das Mittel der Sicherung Aller gegen Alle. —

Eine Lehre — mit dem Christenthum verträglich, wenn dieses die Offenbarung aus einem Himmel außer der Welt ist, um der Erde die Hölle zu zeigen, welche sich unter ihr für sie aufthut, wenn sie in den Himmel aufzusteigen Bedenken trägt (s. dagegen §. 2 ff.). —

Freilich auch eine Lehre — mit ihrem erschrecklich Wahrem, vor Allem in der Geschichte der Politik. Denn „wehe der Welt um der Aergernisse willen:" als der geheimste und

---

(s. unten). Will Christus auf alle Menschen der Erde wirken — auf den Thronen wie in den Hütten (Mt. 28, 18), so sollen seine Sprüche nicht bloß seine Apostel in ihrem particulären Sinn auf sich selbst beziehen, sondern sie sollen für die Menschen und Völker der Erde in dem universellen Sinne gelten, welcher dem Grundgedanken sich anschließt und welcher Menschen und Völker ihrer geistigen Vollendung näher führt. Oder deuten die „geistdurchdrungenen" Lehrer und Erzieher unsers Volks bloß das Christenthum? — Gerade sie weisen auf den umfassendsten Sinn Christi — in ihren Reden über häusliches oder bürgerliches, niederes oder höheres Berufsleben, bei religiöser Feier für das Volk oder den Fürsten des Volks u. s. f., — und gerade daran erkennt sie das Volk als die Geistdurchdrungnen.

Soll es daher nicht auch eine Wissenschaft vom universellen geistigen Sinn, einen Zusammenhang von Principien geben, wonach wir ihn finden und als den christlichen Sinn beweisen? Der Verf. hat die Grundzüge einer solchen Wissenschaft in einer Reihe ausführlicherer und kürzerer Schriften zu entwerfen sich bemüht.

offenbarste Götze mit seinen Morgen- und Abendopfern figurirt in den Jahrhunderten Macchiavelli, — nicht bloß in katholisch-christlichen Staaten, Italien oder Spanien, Frankreich oder Rußland, auch in protestantischen Ländern, doch hier — Dank dem wahreren Christenthum — schon zurückgedrängt und mit Schmach beladen. Thaten, wie die Theilung Polens oder die Friedensschlüsse von Basel und Campo Formio dienen zu Beispielen der Schmach. Gewiß aber ist jede Politik, welche nur Politik ist, macchiavellisch, jede, welcher jedes Mittel zur Macht gut ist, Trug oder Bruch, Verrath oder Unthat, Kaiserswort drehen oder vom Bunde abgehen. Denn das Falsche, die **reservatio mentalis**, liegt dem wälschen Apostel und seinen Brüdern Richelieu und Talleyrand im Blute.

II. Die Gleichgültigkeit des Christenthums gegen die Politik.

§. 2.

Hier nennen wir Rousseau. Er vertritt den offenherzigen Demokratismus am Vorabende der Republik der neuesten Zeit, in seinen Schriften „**Du contrât social**,“ „**Emile**“ u. a. Er führt theoretisch dahin, wohin praktisch die Revolution von 1789 strebt. Für ihre Unnatur und Unmenschlichkeit kann er nicht, noch für das Monstrum der Sitte, welches sie gebar, als der republikanische Kalender am Thurm zu Babel stand und das Weib sich als Göttin der Vernunft kleidete, und mittelst künstlicher Vorrichtung im Anzuge über die Zukunft der Entvölkerung des Landes durch die Scharfrichter beruhigte. Aber am Zustande unsers Geschlechts in unsrer Welt nach einer religionslosen Politik ist mittelbar seine Lehre nicht unbetheiligt.

Christenthum und Politik — meint Rousseau — haben nichts mit einander gemein, Christenthum sey stille innere Anbetung, gemüthliches, ja schwärmerisches Zusammenhalten der Gläubi-

gen, das Leben auf Erden schon im Himmel, gegen Freiheit und Sclaverei gleichgültig: Politik öffentliche und äußerliche Thätigkeit, aus sittlichen, sich selbst gewissen Gesinnungen, die vernünftige Uebereinkunft der Bürger, das vollkommne Leben in Freiheit und Gleichheit.

Eine erhabne Idee des Christenthums, aber nur eine Seite desselben, und eine ansprechende Politik, aber eine mehrdeutige; das mönchische Christenthum, doch auch die ehrwürdige subjective Religion der verfolgten Urchristen liegt zum Grunde, eine Erscheinungsform statt des Wesens: und welches ist das vollkommne Bürgerleben, und welche die wahre Freiheit und die sittlich-rechtmäßige Uebereinkunft? — Rousseau sagt es uns nicht. Nur der Geist des Christenthums sagt es uns, den Rousseau von der Politik abwehrt. Wir werden uns überzeugen.

Die Religion der Ruhe und der Ergebung sieht er im Christenthum, nicht auch der That und der Erhebung, — die Religion der Resignation, nicht auch des Kampfes — wider alles Schlechte und Gemeine — nicht bloß im Hause, auch auf dem Markte, nicht bloß in der Einsamkeit, auch in der Oeffentlichkeit u. s. w. Als ob Christus nicht sagte: „ihr sollt den Staub von den Füßen schütteln, da wo man euch nicht hört:" als ob Das bloß da gälte, wo ein Mensch in der Hütte aus Bosheit nicht zu Christo sich bekehrt, und nicht auch da, wo ein Mensch im Palaste oder auf der Rednerbühne das Werk Christi verhöhnt. — Oder Christus sagt: „wer dem Bruder zürnt ohne Grund, soll ins Civilgericht, wer zu ihm Narr sagt, ins Criminalgericht" (Mt. 10, 14. 5, 22. 18, 15—17.): und auch das sagt Christus nicht bloß im Bilde, noch bloß für eine kleine Zeit. Oder meinen wir dennoch, „bloß für die kleine Zeit bis zu seiner Wiederkunft vom Himmel," „wo Staat und Staatsweisheit zusammenstürzen und die Gestirne vom Himmel fallen?" — Dieses Christum denken lassen, heißt Christum zum Juden machen: seine Wiederkunft ist seine Wiederkunft im geistigen Himmel, im himmelähnlichen,

unschulds- und erkenntnißvollen Bewußtseyn der Gläubigen (Joh. 14, 13—20. 25—26. 15, 26 f. 16, 7 ff. Mt. 18, 20. 28, 20. Lc. 17, 20—21.), eine Wiederkunft, bei welcher Staat und Staatsweisheit bleiben, ja erst zur wahren Weihe und Verklärung kommen.

Ja auch die ganze Reihe der Parabeln Christi (Mt. 13. 20 u. f. f.) zeigt die Religion der That, ihr Leben und Wirken in und unter den Menschen. Heidenthum und Judenthum sind als Religionen des Volks Religionen der Gebräuche, das thatkräftige Leben des Menschen erhellen und erhöhen sie nicht: das Christenthum ist dadurch Religion der Menschheit, daß es dieses Leben zum wahren menschenwürdigen Leben vollendet.

Und doch hat Rousseau's Ansicht einen weiten Kreis auch in Deutschland bis auf diesen Tag, nicht bloß in der Kirche, wo ein in Gott versenkter Mysticismus sie still pflegt, weil sie seinem Grundsatze der Trennung der Kirche vom Staat entspricht, sondern auch im Staat, wo ein auf die Welt beschränkter Demokratismus sie laut bekennt, weil sie seine Forderung der Trennung des Staats von der Kirche begründet. Der Mysticismus will einseitig die Kirche, der Demokratismus einseitig den Staat. Beiden Parteien, jeder in ihrer Richtung, entspricht Rousseau.

Ja eine Richtung geht hier noch weiter. Rich. Wagner z. B. in s. Schrift „die Kunst u. die Revolution" 1849. findet die Revolution zugleich nöthig, damit wir von der Religion frei werden, welche selbst uns am Erringen der Freiheit hinderte, und unser Leben auf Erden zum Leben in der Unehre und Gefangenschaft macht u. s. w. — Wohl zielt diese Richtung auf einen Absolutismus, welcher — wie sie glaubt — sich an der Hoffnung des Volks auf Schätze im Himmel hält, — auf welche er selbst nicht hofft, — um die Güter der Erde für sich allein zu besitzen, weil sie allein ihn befriedigen. Aber solches Ziel ist ebenso leer, wie die Richtung schief ist. Denn sie selbst hat stets leider dazu beigesteuert, — am zuträglichsten

seit dem Einmarsch der Franzosen in Baden schon vor Napoleon, — daß auch die religiöse Hoffnung des Volks zur Niete wurde. „Die am Erringen der Freiheit uns hindernde Religion" aber ist dieselbe Religion, welche durch die Wahrheit uns frei macht, und ohne welche wir das reichere Maß auch der politischen Freiheit unlängst wieder verloren haben (s. unten).

§. 3.

Gemäßigter und mit Rousseau einiger ist Carové, ein Gelehrter von ebenso namhafter Regsamkeit wie Gesinnung für Literatur. Er will das rechte Verhältniß des Christenthums zur Politik erkennen in seiner Schrift „üb. das sogen. germanische u. das sogen. christliche Staatsprincip mit besonderer Beziehung auf Mauerbrecher, Stahl u. Matthäi, 1843": aber auch er kann es nicht; auch er lebte schon zu lange und sicher in seiner Anschauung des Christenthums.

Sein Wille ist rein. Er beruft (a. O. S. 126 ff.) mehrere Werke des Verf., nennt sie „gründlich gelehrt, inhaltsreich und interessant," verdenkt es den Fachgelehrten, wenn sie solche nicht würdigten, „weil sie unparteiischer Forschung minder zugänglich waren," und erkennt die Richtung des Verf. neben den Grundsätzen Stahls in der Wissenschaft vom Christenthum; denn „Stahl — erklärt er — beschreibe die Offenbarung des göttlich Wahren als ein partikuläres Wunder, Matthäi betrachte als Kriterium des Christlichen Folgerichtigkeit für den Verstand, Wahrheit für die Vernunft und Fruchtbarkeit für das Leben;" — „Stahl falle in den Pessimismus der altkirchlichen Orthodoxie, Matthäi neige sich dem Optimismus zu;" — „Stahl wolle die altkirchliche Autorität des Schriftverständnisses, Matthäi den Fortschritt zu einer vollendeten Wissenschaft der Auslegung;" — „Matthäi unterscheide sich von Stahl, wie die ersten Christen von den damaligen Juden sich unterscheiden."

Dennoch kommt Carové selbst aus dem jüdischen Chri-

stenthum nicht heraus, er, der so eben beim Christenthum Stahl's an die damaligen Juden, beim Christenthum des Verf. an die ersten Christen erinnert. Ja derselbe Gelehrte will durch sein jüdisches Christenthum sowohl das jüdische Stahl's als das überjüdische des Verf. widerlegen und findet sich dazu veranlaßt, „da Stahl zu Berlin, Matthäi zu Göttingen sogenannte christliche Rechtsweisheit unsrer deutschen Jugend vortrage." So unglaublich wie wirklich.

Das Verhältniß des Christenthums zur Politik ist daher hier auf dem Nullpuncte, und Stadt und Staat werden untergehen, ehe Carové's Christenthum sie emporzuhalten Einspruch thut; selbst Rousseau's Religion wird da eher Protest einlegen. Das hervorragendste Jüdische, wie der Glaube an Parusie und jüngstes Gericht, Satan und Weltuntergang heißt „das specifisch Christliche, das sich zu antiquiren begann, seit das Allgemeinmenschliche im Staat zur Vorherrschaft kam," und „durch die Verfolgungen theïstischer Unterthanen kraft der specifisch-christlichen Glaubenslehre ist der humane Rechtsstaat der neuen Zeit zum Durchbruch gekommen."

§. 4.

Der Grund solcher Verwechselung ist die Nichtbetheiligung am Werke der Erkenntniß der Originalformen Christi in Rede und Leben, und daher die Nichtanschauung des überjüdischen Sinns in den jüdischen Worten, und des geistigen Verstandes in den sinnlichen Redeformen.

Das Leben des Verf. dient diesem Werk. Im „Religionsglauben der Apostel" zielt er praktisch auf solchen Sinn und Verstand, in der „Neuen Auslegung der Bibel" begründet er die Theorie der Erkenntniß desselben, in der „Auslegung des Evangeliums Johannes' zur Reform der Auslegung" verdeutlicht er die Theorie völliger, im Buch von „der Macht und Würde des Fürsten auf christl. Standpuncte" wendet er sie mehrseitig an, und in allen seinen übrigen Schriften liegt sie den Anschauungen vom Christenthum zum Grunde. Das

beständige Ziel in Theorie und Praxis ist das wissenschaftlich erkannte Christenthum, das dem Verstande klare — der Vernunft wahre — aufs Herz wirksame — im Leben fruchtbare, welches es seyn muß, wenn es Christenthum, d. i. Erlösungswerk seyn will.

Dieses ist auch in der Kirche; ohne dieses besteht sie nicht, geschweige durch die Jahrhunderte. Wissenschaftlich erkennt dieses als dieses der Lehrer der Kirche, denn er erkennt in den Formen den Geist, nach Grundsätzen des Christenthums selbst, im Zeitalter des Zweifels. Ohne diese Erkenntniß verwechselt er die Erscheinung mit dem Wesen und hält für christliches Wesen, was dessen jüdische Erscheinung ist.

Die Folge der Verwechselung ist die Umkehrung des Aeußern zum Innern, der Form zum Gedanken, statt daß uns aus der Form der Gedanke hervortreten muß, welchen der Geist Christi, d. h. der Zusammenhang seiner religiös-sittlichen Grundsätze, als nothwendig zeigt. Diesen Zusammenhang sehen wir zuletzt in der „Auslegung des Evangeliums Johannes' zur Reform der Auslegung."

Die Folge der Umkehrung ist die Entgegensetzung des Christenthums und des Staats, die Entgegensetzung ist die absolute Trennung beider, und diese die Läugnung jeder heilsamen Einwirkung des Christenthums auf den Staat.

Nur die Entgegensetzung finden wir bei Carové, Einem Gelehrten hier statt Vieler. Wir ordnen sie unter einen Blick, zu mehrseitiger Lehre, und erweitern uns in der Anschauung des Christenthums. Er setzt das Christenthum dem Staat entgegen nach Ursprung, in der Voraussetzung und in den Machtthaten.

§. 5.

1) 'Das Christenthum — heißt es — ist dem Staat nach Ursprung entgegengesetzt, das eine ist unmittelbar göttliche Offenbarung, das andre menschliche Institution, diese jedoch, ist der Staat der vollkommne, mittelbar göttlichen Ursprungs.'

Zweierlei Göttliches gibt es aber nach christlicher Lehre nicht, sondern was göttlich ist, ist göttlich, unmittelbar und mittelbar; nur Gott selbst ist rein unmittelbar. Christus ist unmittelbar göttlich, d. h. Gott ist in ihm, und mittelbar göttlich, d. h. Gottes Mittel, Natur und Welt, ist an ihm und einigt sich mit ihm, und Menschen nehmen ihn deßhalb zu ihrem Heilande an. Ebenso ist die Obrigkeit unmittelbar und mittelbar göttlich: Gott in ihr gibt auch ihr Kraft und Beruf zum Regieren, und Menschen nehmen sie deßhalb zu ihrer Obrigkeit an (Röm. 13, 1—2. vgl. mit V. 5.); und nur die Obrigkeit ist gar nicht göttlich, welche gar nicht in Kraft und Beruf und nur wider das Gewissen des Volks ist; solche hat ihr göttliches Wesen und Mittel dahingegeben. —

So verstehen wir die Form (z. B. Röm. a. O.) durch den Geist. Irre macht uns dagegen die Form ohne den Geist, und läßt uns dieses als ein bloß unmittelbar Göttliches, jenes als ein bloß mittelbar Göttliches denken, statt Alles, was aus Gott und nicht bloß aus sich selbst ist, als beides zu wissen.

Wohl hat das Evangelium den Gegensatz des irdischen und des himmlischen Menschen (Joh. 3, 31.), und Christus selbst sagt, keiner sey in den Himmel gestiegen außer dem, der vom Himmel stieg, der Sohn des Menschen, der im Himmel sey (V. 13.). Aber zu verstehen ist der Gegensatz wieder nicht aus der jüdischen Form, worauf er beruht, sondern aus dem christlichen Geiste, welcher sich über ihn erhebt. In diesem bedeutet er: Christo und keinem außer ihm kommen in Christi Sinn die Namen — nicht aber im Sinn der Juden die Merkmale — zu, welche die Juden dem Erlöser beilegen, weil die Erlösung aus den Juden ist (4, 22.), also auch die Namen „des Himmlischen, über die Engel Erhabnen, zur Rechten Gottes Sitzenden" u. s. w.: und wie ein König allein unter dem Volke den Namen des Gerechten oder des Großmüthigen hat, und das Volk ohne den Namen gerecht

oder großmüthig ist: so hat das Haupt der Könige unter der Menschheit allein den Namen des Himmlischen und die Menschheit ist ohne den Namen himmlisch. Und deutlich lehrt uns Christi Geist in vielen Reden, was heidnische Weise in spärlicher Aeußerung andeuten (Apgsch. 17, 28.), daß wir Gottes Geschlecht sind (z. B. Joh. 1, 11—13. 3, 3—8.), daß auch die Bösen es waren und entarteten (8, 41 f. 47. 18, 37. 5, 37.), daß die Nichtentarteten auch Verwandte Christi sind (Mt. 12, 50. vgl. 6, 22—23.), und daß Alle vollkommen werden sollen, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist (5, 48.). Nicht also im Wesen, sondern in der Macht und Reinheit des Geistes sind wir von Christo verschieden, und darin uns sich zu verähnlichen und mit sich zu einigen ist er erschienen.

Daher ist Christi Himmel nicht bloß der seinige, sondern auch der unsrige, der durch uns verlorengegangene, aber durch ihn wiedergewonnene, und nicht der räumliche über den Sternen, sondern der überräumliche in den Seelen, das himmelähnliche, unschulds- und weisheitsvolle Bewußtseyn des Menschen, des Volks, der Menschheit, dessen Ursprung und Vollendung in Gott ist. Daher vertauscht Christus „Lohn im Himmel bekommen" mit „Gott schauen," oder mit „Sohn Gottes werden" u. s. f. (Mt. 5, 3—12.), läugnet das räumliche Reich der Himmel (Mt. 13. 20, 1—16. 22, 1—14.) und behauptet das überräumliche (Lc. 17, 20—21.), in einer Vielseitigkeit und Einheit der Rede, welche über die heidnische und jüdische Rede so erhaben ist, wie der Himmel über die Erde.

Daher ist vollends in Christi Bewußtseyn auch die Obrigkeit von der Herkunft aus dem Himmel nicht ausgeschlossen (Joh. 10, 35. 19, 10—11.), aus dem jede gute und vollkommne Gabe stammt (Jak. 1, 17.).

§. 6.

2) 'Christenthum und Staat — heißt es weiter — sind in ihrer Voraussetzung entgegengesetzt: das Christenthum

setzt die Erbsünde und Unfähigkeit des Menschen zum Rechten und Guten voraus, der Staat die Verantwortlichkeit und die Fähigkeit jedes Menschen dazu.'

Aber Christus setzt die Erbsünde und Unfähigkeit des Menschen zum Guten nicht voraus. Sondern der willige Geist soll und kann über das schwache Fleisch siegen, wenn er durch Christum stark wird, ist sein allgegenwärtiger Aufruf. Von jedem unnützen Worte sollen wir daher Gott Rechenschaft geben in seinem Gericht, das nicht ohne das Gewissen der Menschen ist, — und über die bösesten Worte sogleich auch den Menschen in ihrem Gericht Rede stehen, das nicht ohne Gottes Ordnung ist (Mt. 5, 22. 18, 15—18.). Setzen dagegen Paulus (Röm. 5, 12.), dessen Begriff noch nicht bewiesen ist, und Judenchristen die Erbsünde voraus, so wissen doch auch diese, zumal von Paulus selbst beschworen, daß sie über die Wiedergebornen keine Gewalt hat, daß diese vor Allen tüchtig sind zu jedem Rechten und Guten, und daß von diesen gerade desto mehr gefordert wird, je mehr ihnen gegeben ist (Röm. 6 ff.).

§. 7.

3) 'Die Hauptmachtthaten des Christenthums — heißt es zuletzt — sind mit den Principien des staatlichen Rechts in Widerspruch, insbesondere die Verewigung der Strafe, die Berufung der Apostel, die Wiederkunft und das Gericht Christi.'

1. „Die Verewigung der Strafe in der Lehre von der ewigen Verdammniß."

Aber selbst der jüdische Glaube weiß nicht von ewiger, nur von zeitlicher Verdammniß, nur von „äonischer" Marter; solche dauert durch die Zeiten, Aeonen des Messiasreichs und Paradieses, und ihr Ende oder Nicht-Ende für den Einzelnen überläßt der Glaube Gott: wogegen eine ewige Verdammniß über allen Zeiten, damit aber ebenso anfangs- und endlos

wie Gott selbst wäre. Liegt aber dennoch der Widerspruch der anfangenden und nicht endenden Höllenmarter im Volksglauben: im Geiste Christi ist auch dieser nicht. In ihm ist nicht der jüdische Himmel (s. zuvor), also auch nicht die jüdische Hölle (s. hernach); also auch nicht die endlose Strafe in ihr. Nur auf Sünde ohne Ende steht Strafe ohne Ende.

Die Sünde wider den heiligen Geist weicht und verstummt nicht: in allen Aeonen der Erde erscheinen Pharisäer und lästern, was der heilige Geist thut, thue der unheilige Geist, was Gott thut, sey nicht wohlgethan. Die Sünde selbst soll also in keinem Äon vergeben werden, weder im Äon der Gegenwart noch der Zukunft Christi (Mt. 12, 31.), und die Thäter der Sünde sollen die Wunde des Bewußtseyns fühlen, welche sie sich einbrannten, in beiden Äonen (V. 32.), auch nach der Bekehrung. Diese aber kann Christus nicht für unmöglich erklären. Denn die Thäter der Sünde weichen und verstummen, schon beim Schrecken über Gottes Strafgericht auf Erden; sie können umkehren (Joh. 8, 24.), ehe sie in ihren Sünden sterben, und auch dann durch Christum wiederauferstehen; denn zum Zeichen, daß sie es können, fleht Christus noch am Kreuze Gott um Erbarmung für sie an (Lc. 23,34.): — ein Flehen ohne Verstand, ja wider den Verstand, wenn die Thäter der Sünde nicht bloß in ihren Zeiten, sondern endlos in allen Zeiten gestraft werden. So legen wir Christum aus. Wir deuten ihn nicht willkürlich, zeigen wir ihn in Einheit mit sich: wir mißdeuten ihn aber unverantwortlich, erscheint er uns in Widerspruch mit sich. Denn Christus ist Christus.

2. „Die Berufung der Apostel mit der Vollmacht zu binden und zu lösen.“

Hiermit — ist vorausgesetzt — sey die Priesterherrschaft eingeführt, solche aber im Widerspruch mit dem wahren Begriff vom Staat.

Aber nur bei Nichtauslegung jener Vollmacht erscheint

diese Einführung. Wir legen sie aus. Die Vollmacht ist keine äußere für die Sinne, sondern eine geistige für die Herzen, diese aber der Gegensatz der Herrschaft, welche Priester sich anmaßten. Das Binden und Lösen ist also kein machthaberisches Gebieten, sondern ein überzeugungskräftiges Bestimmen, und nicht unmittelbar im Staat, sondern unmittelbar in der Kirche, aus welcher heraus es mittelbar erst auf das Leben im Staat einwirkt, und was die Apostel in der Kirche auf Erden binden und lösen, soll im Himmel gebunden und gelöst seyn — im Himmel nicht bloß außer, sondern in ihnen, im Geiste Gottes in ihnen, welcher ihr Himmel ist (s. wieder §. 5.): denn mit dem Geiste Gottes will Christus auch den Aposteln den Himmel bringen (vgl. Joh. 14, 16—18. mit V. 1—4.). Auch dieser Sinn ist so nothwendig, wie Christi Einheit mit sich selbst wirklich ist.

Der edle Stolz ist das Kleid der Apostel (Mt. 5, 13—16.); aber die Demuth ist ihr Herz. Sie müssen vor Allen werden wie die Kinder (Mt. 18, 3.), das äußre Herrschen denen überlassen, welche „Macht haben über die Völker," und wer unter ihnen groß seyn will, bedenkt sich und wird zum Diener, und wer der Erste seyn will, besinnt sich und wird zum Knecht, wie der Menschensohn, welcher nicht kam um bedient zu werden, sondern um zu dienen (Mt. 20, 25 ff. vgl. 23, 8—12.).

3. „Die Wiederkunft und das Gericht Christi."

Durch beide Machtthaten — ist gemeint — werden die bisherigen Zustände auf Erden umgewälzt und die Staaten und Fürstenthümer untergehen. Aber statt umgewälzt, ist recht geordnet — statt untergehen, in ihrer Herrlichkeit aufgehen zu meinen. Jenes würden sie, erfolgten die Machtthaten im jüdischen Sinn: dieses werden sie, erfolgen sie im christlichen Sinn. Solches ist exegetisch bewiesen und historisch erläutert. Doch ist der exegetische Beweis nicht hinlänglich erkannt, daher die historische Erläuterung übersehen.

So besinnen wir uns denn nochmals auf Christi Geist in

seinen Reden. Das jüdische Himmelreich ist äußerlich (s. 4. Esr. u. den Talmud, u. Auszüge daraus im Rel. Gl. der Apostel II.), das christliche innerlich (Lc. 17, 20 f.); das jüdische in Einer Zeit zukünftig, in welcher der Messias aus dem Himmel der Erscheinung kommt, das christliche in allen Zeiten gegenwärtig, in welchen Christus im Himmel des Geistes ist (a. O. Mt. 18, 20. 28, 20.); das jüdische plötzlich vollendet, wie der Blitz, das christliche allmälig zunehmend, wie die Saat (Mt. 13.) u. s. w. „Wer Ohren hat zu hören, höre!“ ruft Christus beim Sprechen der Parabeln vom Himmelreich. Christi Ankunft ist die Gründung, Christi Zukunft die Verbreitung des Himmelreichs, die Gründung im Geist, die Verbreitung durch den Geist, vom Menschen zum Menschen, Volk zum Volk, bis die Völker Eine Heerde unter Einem Hirten sind, dem alle Gewalt in seinem Himmel, dem unsrigen, und auf unsrer Erde, der seinigen, übergeben ist.

Derselbe Geist ist in Johannes Evangelio, in ihm noch deutlicher und voller (Cap. 3—4. 6, 25 ff. 7, 33 f. 8, 12 ff. 10, 1 ff. 12, 44 ff. Cap. 13—17.), wie in der „Auslegung des Evangeliums Johannes“ bewiesen ist. Hier ist selbst das Wort Christi ohne jüdischen Schein, oder es streift ihn sogleich ab (14, 1—4. 6—7.). Ja hier ist Christi Wiederkunft ganz ausdrücklich die Wiederkunft im Geist, welche die Welt nicht sieht, weil sie den Geist nicht sieht u. s. w. (V. 15—28.). Hier ist „Christus kommt“ und „der Geist kommt“ dasselbe (vgl. V. 16. mit V. 18. u. V. 26. mit V. 28.). Daher finden sich die jüdischen Hörer nicht in die Rede (V. 5. 8. 22. 16, 16 ff.).

Der Geist ist der Geist der Wahrheit, die Wahrheit wird uns frei machen, vom heidnischen oder jüdischen Sinn, und uns den christlichen Verstand weisen (14, 26. 16, 13 ff.), und diesen vor Allem in den Worten Christi, welche Geist und Leben sind (6, 63.).

Christus spricht auch: „der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln u. s. f.,

und noch nicht den Tod schmecken werden Einige unter den hier Stehenden, bis sie ihn kommen sehen" (Mt. 16, 27 f.): was Anderes sollen wir auch hier im Geist der Wahrheit denken als: der kämpfende ist der siegende, der verkannte der recht erkannte Erlöser, im Bewußtseyn immer mehrer Gläubigen, — aller engelgleichen, unschulds- und weisheitsvollen Seelen in Gegenwart und Zukunft? — Und derselbe, welcher er in Einer Rede ist, ist er in allen (Mt. 24, 27 ff. 25, 31 ff.), nur in der einen noch malerischer abgebildet als in der andern — aus dem glänzenden morgenländischen Sprachschatze, den Christus von Kindheit an sammelte, und aus dem alte Formen hervorzuholen, ebenso zu seiner zeitlichen Erscheinung gehört, wie es seinem überzeitlichen Wesen entspricht, sie mit neuem Geiste zu beseelen.

Dasselbe gilt von Christi Gericht nach seiner Wiederkunft. Das erwartete Gericht des Messias ist äußerlich, das wirkliche innerlich; das erwartete in Einer Zeit zukünftig u. s. f., das wirkliche in allen Zeiten gegenwärtig u. s. f.; das erwartete gewaltsam durch Gottes Allmacht, das wirkliche überzeugend durch Christi Lehre. „Wer nicht glaubt an den Sohn, ist schon gerichtet;" — — „dieses ist das Gericht, daß das Licht kam und die Menschen liebten mehr die Finsterniß als das Licht (Joh. 3, 18 f.): — — wer den Sohn verwirft, hat den ihn richtenden; der Logos (die göttliche Lehre), welchen der Sohn verkündete, jener wird ihn richten am letzten Tage" (12, 48.). Dieser aber ist für jeden der Tag vor — in — nach dem Tode, an dem der Himmel oder die Hölle des Gewissens in ihm aufgeht, die Grenze zwischen dem Alten und Neuen. Denn dasselbe wieder ist in Christi Geiste „am letzten Tage durch Christum auferstehen" und „durch Christum leben," oder „zur vollen Einheit mit Christo sich erheben" (vgl. 6, 54. mit V. 56. 57. 58.), und nicht erst an einem Völkertage erfolgt das Auferstehen, Christus ist die gegenwärtige Auferstehung (11, 24. 25.), um nicht bloß leiblich einen Lazarus,

vielmehr alle Lazarusähnlichen geistig aufzuerwecken: gleichwie er der gegenwärtige Weg zum Himmel ist, um alle ihn Suchenden sogleich in ihn einzuführen (14, 1—6.).

Wehe der Wissenschaft von Christo, ist Er sich nicht selbst klar und offenbar, und bald überjüdisch, bald jüdisch gesinnt, — glaubt Er selbst auch, er könne noch auf den Wolken vom Himmel kommen und darauf über die Erde Gericht halten, und ist nicht Sein Himmel allgegenwärtig wie Gott, und Sein Gericht immerwährend wie das Recht. Ueber den Sternen sah der Jude seinen Himmel. Ueber den Milchstraßen, die wir sehen, sind andre, die wir nicht sehen, und über diesen unsehbare. Kann der Erlöser vom Widerstreit uns in den Widerstreit bringen — mit den Erfahrungen der Jahrhunderte, welche uns Gott gibt? —

Carové und viele Aufgeklärte außer ihm halten den Glauben an Parusie und jüngsten Tag für specifisch christlich und sind deßhalb nicht mitgläubig: dunkle Seelen auf beiden Halbkugeln bis auf diesen Tag halten ihn eben dafür und sind deßhalb vor Allen gläubig, und ihr Glaube ist ihr Untergang fürs Leben; sie fliehen, wie Rappiten oder Zoariten, die Welt und ihre Wissenschaft als Luxus oder Teufelswerk, weil sie der Parusie und dem Weltgericht entgegenharren, mit dem Satan ringen und der Welt mit der ewigen Hölle drohen: — zu immer neuem Mahnruf, wir sollen in Kirche und Schule auf den Geist der Wahrheit merken, welcher uns vom Judenthum erlöst, und nicht mehr das Gehör für die Wissenschaft der Auslegung verhärten, welche aus Grundsätzen den Geist erkennt und der Willkür entgegenwirkt. —

Wohl haben auch Himmel, Hölle, Wiederkunft, Auferstehung, Gericht ihr Aeußeres — in menschen-, volk-, menschheit-erhöhenden Erscheinungen und Werken auf der Erde und außer der Erde, oder in sie erniedrigender sichtbarer Gewissensqual und Lebensschmach hier und dort: ebendamit aber dann

nicht das Aeußere, was Parsen, Inder, Juden in ihrer morgenländischen Anschauung sehen, vielmehr das Aeußere, was die Menschheit aller Weltkörper in ihrer übersinnlichen Erkenntniß und sinnlichen Erfahrung sieht. Für uns Erdbewohner ist daher nimmer das Aeußere des Himmels, der Hölle u. s. ein wirkliches, wobei nicht friedlich das Diesseits in das Jenseits übergeht, sondern gewaltsam das eine durch das andre untergeht, und wobei noch nicht Ptolemäus, geschweige Kopernikus seine Rechnung findet. —

Nicht ein Mittel zu unsrer Ausschließung aus dem Universum, vielmehr die Quelle unsrer Erweiterung in ihm ist unser Christenthum.

III. Die Unterordnung der Politik unter das Christenthum.

§. 8.

Diese Quelle aber versiegt auch oder trübt sich, ordnen wir die Politik dem Christenthum nur unter, statt die höchsten Beziehungen der Politik, ihren religiös-sittlichen Ursprung und Werth, durch das Christenthum zu verstehen und solchem Verständnisse gemäß sie zu läutern. Politische Grundsätze heißen dann christliche nicht nach objectivem, exegetischem und historischem Beweise, der die wissenschaftliche Erkenntniß sichert, sondern nach subjectivem Eindruck der heil. Schrift auf den Politiker, der eine Stütze seiner Ansicht in ihr sucht.

Zachariä in s. Vierzig Büchern vom Staat zeichnet uns die riesigen Formen des politischen Absolutismus im Orient und Occident, und hier in England, Frankreich, Deutschland u. s. f. seit dem Mittelalter, in Theorie und Praxis: da ist der König Statthalter Gottes wie der Papst Stellvertreter Christi, ohne Irrthum und Sünde, seine Macht ist sein Recht, sein Volk sein Eigenthum, er Gott allein verantwortlich u. s. w. Das alles ist er, weil das Christenthum lehrt, daß die Obrigkeit von Gott ist, und gebietet, daß wir „unbedingt"

dem Kaiser geben, was des Kaisers ist u. s. w. — Solche Deutung des Christenthums ist die Unterordnung des Christenthums unter die Politik, — und nicht bloß, was sie seyn will, die Unterordnung der letztern unter das erstere, — und zwar eines exegetisch und historisch nicht verstandenen, daher nach dem Verständnisse von der Unterordnung loszusagenden Christenthums (s. unten).

§. 9.

Bonald, Ad. Müller u. A. waren für diesen Grundsatz in Frankreich und in Deutschland noch in der neuen Zeit, wenn auch nicht im scharfen Ausdruck des Mittelalters. Haller fand dagegen den Absolutismus nur auf dem Wege der Naturbetrachtung im Recht und Gesetz des Stärkern.

Stahl ging auf dem Wege des Christenthums weiter. Auch er ist für die Unterordnung. 'Die christliche Staatslehre — meint er in s. Philos. des Rechts II. Vorr. — erkenne eine höchste Probe und Autorität über sich an dem christlichen Glauben in dem Sinn, in welchem seine Verkünder und die christl. Kirche seit achtzehn Jahrhunderten ihn verstanden.' Derselbe aber erklärt auch (S. 356 ff.), 'das Evangelium entzünde ein Licht, das durch unsre eigne Thätigkeit getragen werden müsse, um zu erleuchten: das Wort Gottes sey nur ein Organ seiner Offenbarung; Schöpfung, Natur und Geschichte der Menschen seyen es nicht minder; alle ergänzen sich, und wir würden dem Wort Gottes nicht glauben, wenn nicht die Offenbarung in unserm eignen Daseyn ihm entspräche.' Dabei schaut er in das universelle Christenthum, wie es im Johannes-Evangelio hervorragt, und wohlthuend ist es, wahrzunehmen, wie heutzutage ein Rechtslehrer von seinem Namen und Geist mit seinem Ernst und Interesse einer solchen Berücksichtigung das Christenthum werthachtet.

Das Verhältniß des Christenthums zur Politik erkennen wir aber nur, erforschen wir nicht bloß philosophisch, was im

Staat recht ist, sondern auch exegetisch, was im Christenthum wahr ist, und nimmer wahr ist in ihm, was derselbe Stahl behauptet, „daß entweder alle Obrigkeit vom Menschen gesetzt sey und zu des Menschen Zweck bestehe, oder von Gott geordnet sey, um Gottes Willen zu erfüllen;" denn im Christenthum leben, weben und sind wir in Gott — nicht bloß zum Ruhen, wozu Molinos räth, sondern zur Bewegung, wozu Christus ruft (Joh. 8, 31 f.) und wohin schon die Worte leben und weben (im Urtext: sich bewegen) weisen. Nur wahr ist daher hier, daß alle Obrigkeit vom Menschen, der in Gott ist, gesetzt und insofern von Gott ist, und zu des Menschen Zweck, der auch Zweck Gottes ist, besteht. Ja so viel weiß auch Paulus, die Obrigkeit kam nicht wie Adam oder wie ein Platzregen auf die Erde, und der Unterthan nicht wie der Fruchtbaum, sondern sie wollten einander — und nicht bloß von Natur, nach dem Recht des Stärkern, vielmehr in Gott, vermöge der Macht des Weiseren. Denn „Dir zum Guten" — sagt auch Paulus — ist sie Gottes Dienerin, und: „nicht bloß der Strafe, vielmehr auch des Gewissens wegen soll man ihr gehorchen" (Röm. 13, 4. 5.).

Im heidnischen und mohammedanischen Sinn sind die Herrscher aus dem Himmel, wie die Kaaba; und den Enkeln der Hebräer in der Wüste gab Samuel den Saul rein von Gotteswegen. Im christlichen Sinn gibt es keine Gottesstatthalterschaften auf Erden: im Christenthum ist die Theokratie von den Priestern auf die Laien, aus den Tempeln in die Herzen gekommen; da herrscht Gott der Vater im Bewußtseyn der Menschen, seiner Kinder, und der Fürst ist nur von Gottes Gnaden, wenn er auch nach des Volkes Willen ist, das in Gott lebt, webt und ist, und nur dann ist „Fürst des Volks seyn" eine Gnade Gottes für Fürsten und Volk.

Obiges „Entweder das Eine" — „Oder das Andre" — ist also in „Weder das Eine allein" — „Noch das Andre allein" — zu verwandeln, damit Wort Gottes, Natur und Geschichte Amen sagen. Bonald wie Rousseau ist fern vom

Sinn des Worts Gottes in Christo, in der Natur und der Geschichte, so sehr nahe auch Natur und Geschichte ihnen selbst bei ihrem reichen Gedächtnisse und Verstande liegen. Gott ohne das Volk ist die Ursache ohne die Wirkung, das Volk ohne Gott — die Wirkung ohne die Ursache, beides absolut genommen unmöglich, relativ — unerträglich.

§. 10.

Wehe aber insbesondre uns des Einen wegen, um der Folgen willen. Gerade die Unterordnung der Politik unter das Christenthum ist dem Ruf „des Christlichen in der Politik" fatal geworden. Despoten erster Größe — Heinrich den Achten von England an der Spitze — beriefen sich auf Bibelsprüche, gleichgesinnte Politiker gaben das Echo, das Unheiligste zog die Farbe des Heiligsten an; das Wort „ihr sollt Gott einst Rechenschaft geben von jedem unnützen Worte," hinderte sie nicht am unnützesten Worte, das aus dem Menschenmunde fuhr, — ja nicht an der Berufung des biblischen Lebensworts zur Heiligung jeder Verderbensthat, die sie am gottgegebenen Kleinode, dem Volke, übten.

Daher der schwarze Anstrich bis auf diesen Tag, so oft volkssinnige Publicisten von einem „christlichen Staat, christlichen Staatsprincip, christlich gefärbter Gesinnung des Fürsten, seines Rathgebers, Beamten u. s. f. reden, und der traurige Beifall, wenn sie den christlichen Staat als den durch die Revolution von 1848 „antiquirten," und „gebe Gott, niemals zurückkehrenden" bezeichnen. Wir würden sagen, sie wissen nicht, was sie thun. Aber die Geschichte sagt uns, daß sie es wissen. Auch das Widerchristlichste, ja das schwärzeste Gegentheil des Christlichen nannte sich das Christliche, des Großinquisitors Todesspruch wie des Jesuitenfürsten (Mariana's) Mordapologie, und die Wissenschaft vom Christenthum sank stets desto tiefer, je höher die Gewalt wider das Christenthum stieg, gegen dessen verstandaufklärenden Geist und gesinnungadelnden Charakter. Und schon mahnt

uns mit populärstem Wort ein Mann für Fürsten und Volk und von protestantischem Gewissen zur Besinnung auf ein besseres Christenthum, als das vom katholischen und protestantischen Papismus ausgedeutete und für den Absolutismus ausgebeutete, — und zur Empfänglichkeit für die sittlichen Einwirkungen des Christenthums auf unser öffentliches Leben: A. v. Blumroeder im Reichsanzeiger der Deutschen v. J. 1848 ff. —

§. 11.

Nach so schwarzem Anstrich aber glüht billig ein noch unausgesprochenes Seufzen im innersten Herzen des Volks, das Christenthum zu verstehen, nicht bloß zur Labung im Leiden, sondern auch zur Milderung der Gewalt durch ihre Läuterung im Lichte der Wahrheit. Das langsam, aber sicher läuternde Mittel ist die Erkenntniß des nicht absolutistischen, sondern über den Absolutismus uns erhöhenden Geistes des Christenthums, — doch die allseitig wissenschaftliche, exegetisch und historisch bewiesene, gegen die Einreden der nur-dynastischen wie demokratischen Satzung bewährte. Gewinnt solche Erkenntniß Raum, so verliert der Wahn des Gegentheils von seinem Reich, — der Wahn, das zur Heiligung einer Haller'schen Theorie leider angerufene Christenthum sey in der Politik nur vom Uebel, oder doch von gar keinem Nutzen, und bringe uns weder weisere Fürsten, noch glücklichere Völker, weder einsichtigere Regierungen, noch gemeinsinnigere Volksvertretungen: Summa, eine christlich-politische Bildung und Gesinnung sey entweder ein ungesunder oder höchstens nur ein süßer Traum.

Raum gewonnen, Alles gewannen. Denn das Wahre ist bei jener Erkenntniß auch das Offenbare, das Unchristliche in der Politik heißt nicht mehr das Christliche, — das Christliche nicht mehr das Verderbliche oder Phantastische, und Fürstenerzieher und Volksbildner nennen beides beim rechten Namen, wenn auch lange noch spärlich oder mit Maßen, —

auch Rom ist ja nicht in Einem Tage gebaut, — schon der Damm wider den Mißbrauch ist eine hohe Mahnung zum rechten Gebrauch.

IV. Die Einwirkung des Christenthums auf die Politik.

§. 12.

Der rechte Gebrauch wird in diesem Jahrhundert weiter greifen. Schon weissagen es uns erste Politiker des Volks, das auch in der Wissenschaft vom Christenthum das erste ist: ich nenne Fr. v. Raumer nach seiner Schrift über Recht, Staat und Politik, und Dahlmann nach seiner Einleit. in die Politik. Sie sehen im Christenthum „die Grundlage unseres ganzen häuslichen und öffentlichen Lebens." Ebenso theologische Erforscher des Christenthums: ich nenne einen für alle, Neander nach seiner Einleit. in die Gesch. der christl. Rel. u. Kirche. Segnend hat hiernach das Christenthum alle Lebensformen berührt, sie umgewandelt, geläutert, geheiligt: die Familie, die Gesellschaft, die staatlichen und kirchlichen Einrichtungen, die Kasten und Stände, Sitten und Gebräuche, das Verhältniß der Herren zu den Dienenden, der Obrigkeiten zu den Unterthanen; der Sinn des Despoten ist dem Herzen des Vaters, der Knechtsinn dem Kindessinn gewichen, die Obern sind rechtlicher und humaner, die Niedern bewußter und treuer geworden u. s. w.

Wirkungen — aus dem ewigen Leben ins zeitliche gekommen, — Raum und Zeit seit Christo überhaupt genommen, — nach Ländern und Zeiten freilich mehr und mehr erst zu ersehnen: — und theuer und wahr mahnten Volksvertreter zu Frankfurt i. J. 1848 zur Förderung auch eines christlichen Lebens im Staat — zumal durch Schule und Kirche — als des wirksamsten Mittels zur dauerhaften Heilung der Gebrechen der Gegenwart, nachdem Gesetze

ihnen nach Kräften würden abgeholfen haben. Denn das christliche Leben im Staat ist auch das genügsame und gemeinsinnige, mit nie erloschnem Interesse an jeder heilverheißenden Reform, wie das Leben der Puritaner in England und Nordamerika: und gewiß redete damals vor Allen Dahlmann selbst Das laut auch im Leben, was er still in seinem Buche schreibt (s. zuvor), und begeisterte das Parlament zur That, schon als er zum ersten Entwurf des Reichsgrundgesetzes das Vorwort gab, wäre uns das Wahrste stets das Offenbarste, und läge es uns dann so tief im Herzen, wie es hoch in unsern Büchern steht: und ebenso gewiß zeigte dann Tholuck nicht ein Jahr früher — der Verf. ist Ohrenzeuge — in einer akademischen Kanzelrede zu Halle, auf eine epochante Gleichgültigkeit gegen das Christenthum im Staat als ein Monstrum unsrer Zeit: denn „unter 167 Landesdeputirten in der Residenz — hub er an — sey ohne einen Widerspruch das Wort gehört, es sey ganz gleichgültig, ob man als Landesdeputirter Jude oder Christ, Heide oder Mohammedaner sey; mit dem Schlachtenschwert und Kanonendonner werde der Herr da erst Gericht halten müssen.“

Wohl mag das gleichgültiger seyn in der Lehre von Steinen und Kräutern: — und auch da schärft Christus den Sinn für das Göttliche im Natürlichen: — aber die Lehre vom Staat beschreiben längst Staatsrechtslehrer selbst mit dem schwächsten Wort der Wahrheit als Lehre von einem ethischen Organismus: — s. z. B. Schmitthenner in den zwölf Büchern vom Staat: — ist es da gleichgültig, ob wir als Volksvertreter eine christlich- oder jüdisch-, heidnisch- oder mohammedanisch-ethische Bildung und Gesinnung haben? —

Doch sind auch die Gleichgültigen gegen das Christenthum, aber Gemeinsinnigen im Staat schon Christliche: als Heiden oder Juden wären sie nicht dieselben, welche sie jetzt sind. Sie haben den Altar nur nach Westen gerückt, weil sie seltsam am Sonnenaufgange im Osten verzweifelten, und bleiben nicht die Gleichgültigen gegen das Christenthum, wenn dieses

selbst sie nicht mehr durch seinen Zwiespalt mit dem Leben sich entfremdet.

§. 13.

Andre Patrioten, wohl gar Kosmopoliten, sind dagegen für das Christenthum in der Politik, z. B. Ruge. Er redete am 22. Juli 1848 zu Frankfurt in der Reichsversammlung: „seit das Christenthum in die Welt gekommen, sey ein allgemeines Princip vorhanden, um welches sich die Völker schaaren, — — — solches trete am stärksten in der Politik ein, Humanität sey dieses Princip, — — Humanität sey die allgemeine Loosung."

Treu und wahr. Neander gibt den Commentar (§. 12.). Aber das Allgemeine ist nicht das Besondre. Das Besondre muß aber dem Allgemeinen entsprechen, und welches Besondre da dem christlichen Humanitätsprincip entspreche, ist zu erforschen. Die Freiheit — das ergibt die Forschung (s. unt.) — entspricht — die Sclaverei widerstreitet ihm; die freie Wahl des Berufs ist ihm gemäß, die Kastenunterschiede sind ihm zuwider; — ebenso Eigenthumsschutz und Eigenthumsunsicherheit, Glaubensduldung und Glaubenszwang u. s. f.: aber die Freiheit, freie Wahl, Glaubensduldung mit Maßen: denn Verstand und Herz des Volks sind zu ermessen, und inhuman wäre es z. B. im Geist des Christenthums, constituirten wir über Nacht unter einem Volk statt des Absolutismus die Demokratie, nachdem jener Jahrhunderte unter ihm bestand, — inhumaner, als verpflanzten wir jetzt die Kamtschadalen oder Madagassen nach Deutschland, damit sie aus eigener Kraft und Einsicht sich in unser Leben fänden: — oder inhuman wäre es, ließen wir dem Glauben freien Umlauf, welcher die bekannte Emancipation der Weiber oder des Fleisches verkündet u. s. f. Die französische Nationalversammlung v. J. 1794 z. B. verkündete ohne Vorsicht und Rücksicht allen Negern auf St. Domingo die Freiheit, und Ermordung oder Verjagung aller Weißen war ihr Dank. Die Preußische Re-

gierung öffnete im J. 1848 den 92 hochcivilisirten Polen das Gefängniß, und Blutbäder in Posen waren die Antwort auf die Freudenthränen der Berliner u. s. w.

Nur schwach und verdunkelt finden wir denn auch das Humanitätsprincip z. B. in Ruge's „Gründung der Demokratie in Deuschland" u. s. f.: —

schwach — weil es Kraft nur hat, kann es wirklich werden; durch eine bloße „freie Organisation" in der socialen Demokratie wird aber z. B. die Jugend noch nicht „urtheilsfähig, willenskräftig," — — — „vor Unsittlichkeit und Entwürdigung bewahrt;" auch christliche Lehrer und Vorbilder sind dazu in der christlichen Gesellschaft unentbehrlich: und „Hausherrschaft und Hausdienerschaft nicht mehr unterscheiden, sondern alle zu näher verbundnen Mitbürgern machen," wäre Liebe ohne Anstand, — „die Liebe aber beträgt sich nicht unanständig," — oder kann Humboldt's oder Gagern's Hausdienerschaft anständig in solches Verhältniß zur Hausherrschaft treten? — im Christenthum liegt nur, der Herr soll den Diener den Unterschied nicht fühlen lassen und vor dessen Stande Achtung haben wie vor dem eignen, nicht aber den Unterschied verschwinden lassen: —

verdunkelt erscheint ferner dort das Humanitätsprincip — weil es Licht nur hat, kann es erkannt werden. Bei Einführung einer Staatsform gegen Charakter und Sensation des Volks, und „Ausrottung der Gegner" verbirgt es sich, ja geht unter und sein Gegentheil geht auf. Und nur die humane Staatsform und als diese dem Volk offenbare ist auch die wahre, die auch gewollte, und nicht bloß gesollte: und harren sollen die Bildner des Volks, bis die Mehrheit ihre Worte für Leben und ihre Werke für Liebe hält, nicht aber Feuer aus dem Himmel rufen (Lc. 9, 53 ff.). Der Gelehrte aber, der in die Lehre vom Himmelreich eingeweiht ist, holt aus seinem Schatze Neues und Altes hervor (Mt. 13, 52.). Und Gott Lob! Wäre das Alte nur unwahr und das Neue

nur wahr, was für einen Gott hätten wir dann? — einen Gott, der in den Jahrhunderten der Vergangenheit seine Menschheit der Thorheit überließ, um ihr endlich mit Tagesanbruch die Weisheit auf Einmal zu geben. Das gilt ganz insbesondre auch den Bildnern der Völker für das staatliche Leben.

§. 14.

Das Christenthum ist nicht socialistisch noch communistisch im Sinn politischer Parteien in Frankreich oder Deutschland, noch dient es solchen zur Stütze. Das sieht sogar **Alfred Sudre** in der **histoire du communisme**: wie viel mehr der Deutsche! — Platon lehrte, Lykurg gründete einen gewissen Communismus. Secten des Mittelalters, wie die Karpokratianer und Wiedertäufer, führten ein communistisches Leben aus Mißverstand biblischer Stellen. Die Apostel hatten dagegen nicht im Sinn des Communismus Gütergemeinschaft, nicht weil sie diese für die beglückendste Form des äußern Lebens hielten; sie hatten sie nur, weil die wohlhabenden Urchristen sich über die Maße barmherzig bewiesen gegen die Dürftigen in einer Zeit, wo diese unnatürlich von ihren jüdischen Angehörigen verlassen und zersplittert waren.

Die Armen sollen nicht die Reichen hassen, die Reichen nicht die Armen verachten, auch nicht durch erzwungne Almosen, sondern um Gotteswillen helfen (2. Kor. 2, 6 ff.). Die Dürftigen aber helfen, ist in ihnen Christi Sinn erwacht, zur Zeit den Dürftigern (Mc. 12, 41—44.), und fordern nicht eine Gütervertheilung, wobei die wenigsten sich vor der Habsucht hüten (Lc. 12, 13 ff.).

Je mehr also Christi Sinn unter uns auflebt, desto mehr erstirbt der communistische und verwandte Sinn der Parteien, desto allgemeiner wird das Verlangen nach dem leiblichen Gut nur zum Endzweck des geistigen Guts, da das leibliche nur des geistigen wegen von Gott gegeben ist.

§. 15.

Die Beweise sind die Mittel des Erkennens, wie Blut und Luft die Factoren des Lebens. Karl Biedermann übersieht die Beweise der Schrift „die Macht und Würde des Fürsten" u. s. f. in den Leipz. Blätt. f. lit. Unterhalt. v. 1841. № 345 ff., und bleibt bei seiner Meinung.

Er gesteht gern, 'das Christenthum wirke im öffentlichen Leben eine höhere Gemüthsstimmung, zumal in den Zeiten der Verfolgung, fördre auch eine in sich gefaßte Gesinnung, deren wir zur selbstständigen Ausbildung nach dem Principe der individuellen Freiheit, dem Grundgesetze unsers modernen Lebens, bedürfen, ja zeige am Beispiel religiöser Secten, wie der Puritaner, daß sich selbst mit der ursprünglichen Einfachheit des christlichen Lebens die größte Energie des Handelns, die regste Theilnahme auch an politischen u. s. f. Verbesserungen sehr wohl vertrage, indem die religiöse Stimmung bei ihnen ihr specifisches Element, den Gegensatz gegen das Irdische überhaupt, aufgegeben, und nur den allgemeinen Grundton, die moralische Würde und den Lebensernst, beibehalten habe.'

Derselbe Gelehrte und Volksvertreter besteht dann aber ernstlich darauf, 'das christliche Element sey nicht normgebendes Princip für die Beurtheilung oder Gestaltung der äußern Verhältnisse der Gesellschaft, der politischen Einrichtungen, der Gesetze, kurz des öffentlichen Lebens' u. s. f. —

Allein auf das hier verstandne Princip richten sich nicht — wie gemeint ist — die Beweise im Buch vom Fürsten. Sie bestehen freilich in Auslegung der populären Reden und in Anwendung der universellen Gedanken Christi auf staatliche Institute und Verhältnisse, nicht aber zum Zweck einer Beurtheilung ihres materiellen Werthes für Zeit und Raum da wo sie bestehen, noch einer äußern Gestaltung derselben für sie, vielmehr zum Endzweck der Erkenntniß ihres höhern, göttlich-menschlichen Ursprungs und Zwecks in allen Zeiten und Räumen, damit wir sie dieses Ursprungs und Zwecks in unsrer Zeit und an unserm Ort nach Kraft und Beruf

würdig gestalten, damit die Oberen den herrischen und idiotischen Sinn mit dem humanen und patriotischen vertauschen, die Unteren für den unruhigen und parteisüchtigen Geist den gleichmüthigen und gemeinsinnigen eintauschen u. s. f. — Das Buch ist klar, wenn wir selbst es sind, und macht uns klarer, wenn wir es werden wollen; doch kann es auch selbst noch klarer werden und die Gelegenheit dazu ist erwünscht.

§. 16.

Biedermann findet weiter den christlichen Standpunct in ihm nicht gehörig vom philosophischen und staatsrechtlichen geschieden. 'Christus solle da z. B., bemerkt er, die monarchische Staatsform gut heißen, daneben aber werden auch geschichtliche und allgemeinpolitische Gründe dafür aufgeführt; beweise man dagegen nun die Nothwendigkeit der republicanischen Staatsform für unsre Zeit und Bildung mit ebensolchen Gründen, so komme dadurch das christliche Princip in Mißcredit, und verantwortlich werde das Christenthum für die Flecken, die man an dem christlichen Königthum zu entdecken glaube.'

Das Buch rechtfertigt sich. Der philosophische und staatsrechtliche Standpunct dient dem christlichen zur Erläuterung. Und das muß er. Ihm liegt dasselbe Wahre und Rechte zum Grunde, was auf dem christlichen aus höherer Causalität hervorgeht und daher auf diesem in ursprünglicher Reinheit und Kraft erscheint. Oder Christus ist nicht der Erlöser der Menschheit. Als solchen beweisen ihn aber seine Worte im Evangelio und in der Geschichte der christlichen Nationen, gegenüber der Geschichte der nichtchristlichen Völker. Das begründet die Einleitung. In Mißcredit kommen daher nur Beweise, welche das christliche Princip umgehen, und verantwortlich für die Flecken des christlichen Königthums werden nur diejenigen, welche den Namen des Christlichen mißbrauchen und ein Königthum auch in Dem christlich nennen, was an ihm Flecken ist: und ist für unsre Zeit und Bildung die

republicanische Staatsform die nothwendige, so ist unsre Zeit nur eine Zeit; für die Zeiten und Völker überhaupt ist die Monarchie als die vollkommste Staatsform bewiesen.

Das Buch enthält aber auch — heißt es endlich — 'jesuitische Lehren, feine, biegsame politische Ansichten, ja haarfeine, des besten Schülers Loyola's würdige Unterscheidungen.' — Wehe ihm dann! Nicht haben wir dann hier ein Christenthum in der Politik zum Heil der Verständigen, sondern zum Verderben der Unbesonnenen. — Doch beschwört der Richter den Stein zurück und gibt statt des Steins noch Brot. Denn der Verf., sagt er, sey „noch zu deutsch, zu derb, zu wenig kalt" zum Jesuiten. Wohl müssen denn auch die Lehren selbst ein reineres Herz und einen offnern Sinn haben. Wir zeigen es hier an Beispielen, damit das übrige von selbst sich erschließe, vor Allem aber und in Allem der Geist des Christenthums sich offenbare, welchem Endzweck alle Beleuchtungen der Literatur dienen.

Als mehr oder weniger jesuitische sind angefochten die Lehren von der Usurpation der Fürstenmacht, vom Eide für den Usurpator, verfassungsmäßigen Fürstenthum, Verfassungseide, Steuerngeben, Proceßführen, Fürstenglanze. Wir entlehnen sie aus dem Buche vom Fürsten und sehen das Unrecht der Anfechtung.

§. 17.

1. Die Usurpation der Fürstenmacht.

Nach S. 109. des Buchs vom Fürsten 'ist die Usurpation der Fürstenmacht in Zeiten der Barbarei oft unvermeidlich, — — — das Volk heißt sie gut, z. B. das französische Volk in den vorletzten Revolutionen, Gott läßt sie gelingen — zwar nicht die Usurpation in der Herrschaft, aber die Herrschaft in der Usurpation, das in der Barbarei unentbehrliche Regiment' u. s. f.

D. h. nun: das Volk will und Gott wirkt das Gute auch im Bösen, wie im socialen so im politischen Leben.

Christus selbst erklärt daher Pilatus' ungerechte Richtermacht für Gottes Gabe (Joh. 18, 11.), — nicht das Ungerechte in ihrem Antriebe, aber die Macht in ihrem Wirken, und Luther in der Schrift von weltlich. Obrigkeit nennt die gottvergessensten Fürsten Gottes Henker und Zuchtmeister zum Strafen und Friedenhalten.

2. Der Huldigungseid für den Usurpator.

Nach S. 206. 'schwört das christliche Volk dem fremden Fürsten Treue nicht im Bewußtseyn, daß er der fremde ist, sondern nur nach der Erfahrung, daß er der Fürst ist, und in der Erwartung, daß er nicht bloß im Aeußern, sondern auch in der Gesinnung der Fürst seyn werde; — denn das Volk fühlt sich im Recht das Joch abzuwerfen, indem der Fürst sich in der Macht fühlt es aufzulegen; — — und der Fürst weiß es so gut wie das Volk, daß Eideskraft nur bleibt, so lange der Willkürmacht das Recht nicht weicht' u. s. f.

Die Unterscheidung ist die Folgerung der früheren (S. 109.), der Unterscheidung der Herrschaft in der Usurpation von der Usurpation in der Herrschaft, und liegt die eine in der christlichen Lehre (s. hier zuvor), so liegt die andere nicht außer ihr; ja auch die heidnische Obrigkeit ist den Aposteln eine Obrigkeit von Gott, so lange sie nicht wider Gott ist; ist sie wider Gott, so sollen wir Gott mehr gehorchen als den Menschen, und Gott geben was Gottes ist.

Ebendahin weis't das Gewissen des Volks. Wir selbst schwuren einst dem französischen Usurpator den Huldigungseid und schwuren meineidig, sahen wir in ihm nur den Usurpator, und nicht auch den Fürsten, den Fürsorger nur für sich selbst, und nicht auch für den Staat; und dann wehe uns um der Schmach der Todsünde willen, die wir meineidiges Volk auf uns wälzten: wir schwuren aber auch damals eidesbewußt, — wir sahen in Napoleon selbst das Werkzeug der Vorsehung zu völkerumfassenden Zwecken, — und wir hielten den Schwur, bis er uns der Pflicht entband, indem er ihrer sich

selbst entband, und sich wider Gott auflehnte, indem er das Volk verdarb.

3. Das verfassungsmäßige Fürstenthum.

Nach S. 160. 'ist das verfassungsmäßige Fürstenthum relativ — nach Zeit und Ort dem Volk ein Bedürfniß, nicht absolut der Menschheit unentbehrlich, christliche Fürsten dagegen, d. i. nicht bloß leiblich — vielmehr auch geistig und sittlich Vorderste, sind überall unentbehrlich.'

Ja nur solche Fürsten erscheinen in allen Beleuchtungen der Fürstenmacht des Namens der Fürsten und gar der christlichen Fürsten würdig, und wo das Volk selbst mehr und mehr christlich oder aufgeklärt und gesinnungskräftig ist, und dennoch der christlichen Fürsten zu ermangeln Gefahr läuft, da ist die Constitution für Bedürfniß erklärt; denn der christliche Bürger soll Alles mit Bewußtseyn, Freiheit, Wahrheit thun, oder er ist mehr der namenchristliche, als thatchristliche.

4. Der Verfassungseid.

Nach S. 212. 'ist der Verfassungseid verbindlich, so lange die Verfassung, der Bund zwischen Fürsten und Volk, die vollkommnere ist; wird sie als die unvollkommnere offenbar, so weicht sie der vollkommnern: das ist die Lehre der Geschichte, die wir im Geiste Christi als die wahre erkennen, der mit unwandelbarer innerer Eideskraft zu jedem Vollkommnern fortzuschreiten mahnt: und nicht bloß der frühere Bund muß dem vollkommnern spätern weichen, auch statt des spätern muß wieder der vollkommnere frühere eintreten, wie das z. B. die Geschichte der französischen Verfassungen in reichem Wechsel vor Augen stellt; denn alsdann ist der spätere nicht ein Fortschritt zum Bessern, sondern ein Rückschritt zum Schlechtern, nicht eine That des wahren Gesammtwillens, sondern eine Unthat des unwahren Eigenwillens' u. s. f.

Nicht der Grund, wie wohl gemeint ist, nur der Anlaß dieser so ausdrücklichen Unterscheidung sind örtliche Er-

scheinungen, nicht bloß in deutschen, vielmehr in allen constitutionellen Staaten. Der Grund liegt im überörtlichen Wesen des Bundes. Die Pflicht des unvollkommnern spätern Bundes, dem vollkommnern frühern zu weichen, ist freilich am stärksten betont: der Glaube an das Neuste als das Vollkommenste ist aber auch am weitesten verbreitet; selbst das Sprichwort sagt: das Neuste das Beste. Die Entscheidenden aber in jeder Gegenwart, ob ein neuer oder alter Bund gelten soll, treten von selbst hervor aus dem Begriff des Bundes (S. 208 ff.) überhaupt und des Bundes zwischen Fürsten und Volk insbesondere (S. 160 ff.). Der christliche Fürst will, was das Volk will, wenn er gewiß ist, daß das Volk es will, mit ihm entscheidet er, nicht ohne dasselbe, geschweige, wider dasselbe; sein Ja und Nein steht über der Versammlung (S. 164.), nicht über dem Volk; ist die Versammlung wider ihn, so beräth er das Volk in neuen Versammlungen, bis er gewiß weiß, was das Volk will; zu diesem sagt der christliche Fürst nicht Nein. Dieß ist der Sinn nicht bloß jener Stellen, sondern des Buchs vom Fürsten, dem Macchiavelli'schen unähnlich, wie Christenthum dem Jesuitenthum, und vom Haller'schen verschieden, wie Volksheil von Familieninteresse.

5. Das Steuerngeben.

Nach S. 166 ff. 'sind More's und Locke's Grundsätze unpraktisch, die Steuern nothwendig, nach gezeigtem historischem Ursprung und staatlichem Zweck, im Sinn Christi dem Kaiser zu geben nicht bloß vom Volk des Landes, sondern von den Völkern der Erde — und weder willenlos nach Art blinder Heiden, noch unwillig in der Weise widerspenstiger Juden, sondern im Bewußtseyn, daß der Kaiser der Fürsorger des Volks ist und daß er die Steuern will, weil sie das Volk will. — — Die Steuern bezahlen zum Gemeinbesten, erscheint dem christlichen Bürger nothwendiger, als das Leben fristen nur zum eignen Nutzen. Die Gemeinde ist unvergänglich: das Leben nur zum eignen Nutzen ist heute roth, morgen

todt. Wohl weinen wir, wenn die Bürger die letzten Pfennige in den Klingebeutel des Zar geben, welcher, wie Paskewitsch sagt, millionenmal mehr hat als mancher, der noch nicht aus dem Klingebeutel Gottes bekommt. Bedenken wir aber tiefer die Fürstenmacht und fassen wir höher das Gemeinbeste ins Auge, so versiegen die Thränen, denn wir wissen dann, der Zar hat von Gottes- und Rechtswegen millionenmal mehr, und denen, die im Erdbeben umkommen, weil sie keine Vorsicht lernten, geschieht von Gott ebenso wenig Unrecht, wie denen, die wegen Defraudation gegeißelt und wegen Steuerverweigerung gepfändet werden.'

D. h. wieder: Schuldige Steuern geben wir unweigerlich. Schuldige sind aber die vom Fürsten, weil von der Gesammtheit gewollten, daher von den Einzelnen nicht verweigerten, und vom Fürsten an des Volks Statt und für das Volk erhobnen. Das liegt wieder im Begriff des Bundes zwischen Fürsten und Volk. Was die Gesammtheit aber wollen kann, muß sie auch nicht wollen können. Das hat aber seine Schranke. Nimmer kann das Volk Steuern überhaupt verweigern, es könne sich denn die Fristung des eignen Lebens im Staat verweigern; denn Steuern sind jetzt zum staatlichen Leben so nöthig, wie Blut und Luft zum natürlichen Leben. Verweigern kann das Volk nur höhere Steuern, als zum staatlichen Leben nöthig sind, und selbst erheben die nöthigen Steuern, wenn sein Land und Leben, leibliches und geistiges Nationalgut ohne und wider Bund bedroht sind, auf daß sie stets zu seinem Endzweck, und nicht für die Wünsche der sie Bedrohenden verwandt werden: aber auch das kann nicht das Volk der Versammlung, — die Steuern zumal sind ja aus Aller Vermögen, — sondern nur die Versammlung des Volkes kann es, d. h. die als solche vollbewährte Gesammtheit seiner Vertreter (s. zuvor № 4.). Wo diese in Zwiespalt ist, da wählen wir unter zwei Uebeln das kleinste, den Mißbrauch der Steuern, und nicht den Zwiespalt des Volks und mit dem Zwiespalt den Aufstand: bis die Einigung zu Tage kommt.

Christlich ist daher auch das Steuergebot des Fürsten ohne das Volk der Versammlung, wenn es Gebot in der Noth und daher im Geist der Versammlung des Volks ist. In ihrem Geist aber ist es, wenn ohne dasselbe das Leben des Volks im Staat bedroht — dagegen wider ihren Geist, wenn es durch dasselbe gefährdet ist, wenn insbesondre das Steuergebot so hoch steigt, daß es den Gehorsam des Volks gegen das höhere Gebot: „bete und arbeite für dein zureichend Brot" entkräftet, weil es seine Frucht verkümmert.

6. Das Proceßführen.

Nach S. 179. 'soll nicht jeder stets die äußere Handlung, aber siebenzigmal siebenmal die innere Gesinnung der Versöhnung haben: — die Gesinnung soll stets gegen den Proceß, die Handlung oft zum Proceß seyn,' das Herz des Vaters stets gegen die Bestrafung, seine Hand oft zur Bestrafung des Kindes sich regen.

Nur dieses ist der christliche Grundsatz. Christus fordert siebenzigmal siebenmaliges Verzeihen (Mt. 18, 21 f.), ebensowohl aber auch ein Gericht über den Beleidiger, welchen der Zorn vergiftet, schon auf Erden in Staat und Kirche (Mt. 5, 22. 18, 15—17.); und ebenso unchristlich ist, nicht die Strafe wollen zur Besserung, wie die Rache wollen zur Erbitterung, und ohne Proceß dem bösesten Forderer Recht und Gerechtigkeit dahinwerfen, um sie nicht im Proceß zur Geltung zu bringen; — ja widerchristlich ist, immer mehre Nachfolger solches Forderers auferwecken, welche das siebenzigmal siebenmalige Verzeihen zu immer dreisterer Missethat am Verzeihenden ausbeuten.

Wohl sind auch wir für den magern Vergleich und nicht für den fetten Proceß, wie Christus selbst (Mt. 5, 23—26.). Aber mit Maßen. Wer dem Bruder in der Noth fünf Silberlinge stiehlt, statt ihn um ein Stück Brotes anzuflehen, ist ein Missethäter und der Richter schickt ihn ins Gefängniß: wer aber ihretwegen den Bruder in Hoffnung auf falsches

Zeugniß vor den Richter zieht, ist ein doppelter Missethäter; denn er will ihm die fünf Silberlinge nicht bloß stehlen, sondern sie ihm öffentlich nehmen, und ihm das schwarze Unrecht nicht unvermerkt in der Form des Unrechts anthun, vielmehr vor Aller Augen und mittelst der Rechtsform abzwingen, und nicht jeder freche Dieb ist ein so frecher Räuber. Soll die Handlung des Christen auch da nicht zum Proceß seyn? —

Ja ist es jesuitisch, in der Hand zu Zeiten das Schwert halten und im Herzen ewig den Balsam wollen, so trifft der Vorwurf jetzt ein ganzes Volk. Denn die Schleswig-Holsteiner „vergeben" jetzt an jedem Sonntage im Kirchengebet „ihren Feinden, was sie wider sie lästern und zu thun gedenken."

7. Der Fürstenglanz.

Nach S. 376 ff. 'tritt der Fürstenglanz mit der Armuth der Unterthanen oft in Contrast. Es lös't oder mildert sich aber der Contrast mehr und mehr beim Fleiße des christlichen Arbeiters (a. O.), durch die Fürsorge des christlichen Fürsten für die Mehrung gemeinnütziger Arbeit, durch das rechte Maß der Gewerbefreiheit, der Besteurung (S. 377.) u. s. f., insbesondre aber durch Meidung der Unform des Glanzes, welche den heidnischen und mohammedanischen Herrscher kenntlich macht, und durch Festhalten an der rechten Form, welche den christlichen Fürsten vor den Unterthanen auszeichnet (S. 378.). — Wie ferner der Fürst innerlich an Würde und Beruf der Reichste ist, so ist er mit Recht auch äußerlich der Reichste; denn der Fürst macht sich vor Allen Freunde mit dem Mammon der Ungerechtigkeit (Lc. 16, 9.), damit sie Organe in seinem Beruf, Werkzeuge seiner volkbeglückenden Absichten seyen und ihm der Mammon der Ungerechtigkeit zum Mittel der Gerechtigkeit werde; denn das Volk beglücken ist die Summe der Gerechtigkeit, die Gott will.'

Auch hier ist nicht das Unheilige geheiligt, sondern das Heilige in seiner Heiligkeit behauptet, denn heiliger ist der Geist in Christo und dem christlichen Fürsten, als in Moham-

med und dem mohammedanischen Despoten, und der Glanz und Reichthum des christlichen Fürsten ist nicht unheilig, sondern wird unheilig, in der Unform und im Uebermaße, zu des Fürsten nur-persönlichem Zweck, statt zu seines Volks gemeinnützigem Zweck; und dann ist er nicht der Glanz und Reichthum des christlichen Fürsten, sondern seine Armuth und Finsterniß. Das ist christliche Wissenschaft. Je christlicher daher Fürst und Volk sind, desto mäßiger wird des Fürsten Glanz; aber ein Mittelmaß behält er, damit auch im Leiblichen zum Thatbeweise des Geistigen von Dem viel gefordert werde, welchem viel darin gegeben ist, und so überreich z. B. die Civilliste des entthronten Königs der Franzosen war, so reichlich hat er doch eine Million im Jahr aus Barmherzigkeit und für Kunst und Wissenschaft dahingegeben, oder andre Herren haben nach Person und Ort Mehres gegeben (Mc. 12, 41—44.).

Christus hatte zwar nicht, wohin er sein Haupt legte, und das bedeutet für uns: wir sollen uns nicht rathlos fühlen, wenn es uns so geht wie Christo, sondern Christo nachfolgen. Christus läßt sich aber auch Palmen streuen und Hosianna rufen und reitet unter Lebehoch in Jerusalem ein, damit dieser zeitliche Glanz des irdischen Fürstenthums die ewige Herrlichkeit dessen versinnbilde, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden übergeben ist. Soll nun ganz und gar dieser Fürstenglanz durch Christum ein Ende haben? — Dann hat auch solche Versinnbildung ein Ende und es kommt die Zeit und ist schon da, wo man auch diese für einen Mythus erklärt.

Verbreitet sich über unser öffentliches und geselliges Leben im Zeitalter des Zweifels nicht das versöhnende Licht der Wissenschaft vom Christenthum, so beleidigt uns überall der Reichthum neben der Armuth, die Hoheit über der Erniedrigung, zumal wenn sie das Evangelium den Armen predigen und selbst in Reichthum und Ueberfluß leben.

Welcher Jesuit aber bietet uns die Grundsätze des Buchs vom Fürsten? — Was wir jesuitisch nennen, müssen wir als

jesuitisch beweisen, als Heiligung des Unheiligen, als Vorwand erhabner und unschuldiger Zwecke bei gemeinen und sündlichen Absichten. Nicht brechen läßt sich durch augenblickliche Berührung ein in Jahrzehnten errungener Zusammenhang, in welchem Gedanke in Gedanken sich ädert; dazu bedarf es der Entkräftung der exegetischen und historischen Beweise mittelst durchschlagender Gegenbeweise; erst nach diesen werden die Gedankenergebnisse aus jenen darniederliegen. Ehrenwerth ist das subjectiv-gemüthliche und rationelle Princip; es ist im christlichen, dem objectiven Geiste enthalten, der in Christo zur Erscheinung kam. Aber dieser ist umfassender. Oder wir müssen den Erlöser erst noch erwarten.

§. 18.

Zum Glück sind schon nicht wenige Gelehrte für eine heilsame Einwirkung des Christenthums auf die Politik, — freilich entweder nur für die beschriebne allgemeine, oder nur in den gewürdigten allgemeinen Ausdrücken, — doch schon mit Ausnahmen. Aber die Beweise der besondern Einwirkung vermissen wir auch bei den Ausnahmen.

J. M. Maier in der Schrift „die Noth der untern Volksclassen und ihre Abhülfe" v. J. 1849. mahnt uns z. B. mit Religion zur Rückkehr zu Gott und zum eignen Besserwerden, damit unsre öffentlichen Zustände besser werden, und er geht in das Besondre ein und fordert eine Regelung des Staatshaushalts nach christlichen Grundsätzen, Reform der Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtspflege, wirksamere Fürsorge für die untern Volksclassen, von Seiten der Fürsten und Volksvertreter, wie der Kirche und Schule, und er weiß was er will, — schwerlich jedoch wieder mit Dem, was ihm selbst das höchste ist, den christlichen Grundsätzen. Denn fragen müssen wir ihn, ehe wir thun was er will: 1) nach welchen christlichen Grundsätzen sollen wir den Staatshaushalt regeln? — 2) wie und in welchen Stücken? — Die Antwort, wir sollen ihn vereinfachen, ist selbst hier zu einfach. Die Publi-

cisten geben sie seit Aeonen und schweigen von christlichen Grundsätzen.

Wir verstehen die Zeichen der Zeit. Für jene Regelung des Staatshaushalts sind wir nicht reif. Vorerst heißt es noch: „werdet von oben, aus dem Himmel geboren,“ d. h. tödtet in euch den lustgierigen heidnischen und ehrgierigen jüdischen Sinn und laßt aufleben in euch den Geist der Wahrheit und Unschuld Christi, auf daß ihr „das Gottesreich sehet“ (Joh. 3, 3.), nicht bloß das zukünftige im Himmel, sondern das jetzt schon in euch selbst werdende auf Erden (Lc. 17, 20—21.), das Reich, in welchem das leibliche Gut des geistigen Guts wegen ist, d. i. jedes gottgebotnen und menschenwürdigen Berufs wegen in Staat und Kirche, Verkehr und Gesellschaft.

Je mehr Geburt aber von oben, desto mehr neue Schöpfung auch unten, beschränkterer Staatshaushalt, geringere Dienerzahl, wohlfeilere Dienste, wenigere Soldaten, kleinere Gefangenhäuser, seltnere Zuchtmeister u. s. f. Oder nicht? — jetzt heißt es noch in den Ständekammern: „die Gehalte der Beamten lassen sich nicht kürzen, sie müssen den Stand repräsentiren, oder es fehlt bald dem Staat an den Tüchtigsten in ihm“ u. dgl.; — dann wird es heißen: „das Volk achtet nicht mehr so sehr auf die äußere Repräsentation, ehrt seine Vorgesetzten bei rechtem und schlichtem Auftreten am höchsten,“ wie es Washington oder Jefferson, Pitt oder Stein so prunklos und doch so ehrwürdig fand, — unter Friedrich dem Großen an der Einfachheit der Hofhaltung und Zurückgezogenheit seiner Diener sich weidete, — an Friedrich Wilhelm's und Luise's Bürgertracht ein Hochgefallen hatte und einen heilsamen Reiz zur Nachahmung fand; und tüchtige Beamte werden dann auch bei nicht so vollem Einkommen in ebenso voller Zahl seyn, denn ihr Amt wird ihnen höher stehen als ihre Person und Familie, ihr Patriotismus ihr Glück, ihr Beruf ihre Würde werden. Dann werden die Steuern abnehmen,

die Erleichterungen zunehmen, und die weitern Folgen die Leser sich selbst sagen.

Ist das aber nicht nochmals ein Utopien? — Kirche und Schule geben die Antwort, — nicht bloß die engere, auch die weitere Schule, d. i. die öffentliche Lehre fürs Volk in Schrift und Wort, — wie bald, steht bei ihnen. Auch ruft ja das Leben, was bisher schon das Christenthum im Staat vermochte, und es weissagt der Geist, was es ferner vermag. Beides auch erschließt sich uns mehr und mehr, erwägen wir das Verhältniß des Christenthums zur Politik selbst.

Zweiter Theil.

Das Verhältniß des Christenthums zur Politik selbst

besteht in seinem Wirken und Lehren für sie — durch Thaten und Worte — in Christi Geiste nach Ursprung und Bedeutung. Die Thaten sind die schweigende, die Worte die ausdrückliche Lehre. Beide eignen wir uns an, indem wir beweisen,

I. das Christenthum wirkt im Staat:

II. das Christenthum lehrt vom Staat.

Aus beidem erheben sich Grundsätze. Die Grundsätze bilden uns im Staat und lenken da unsern Sinn. Das Ergebniß ist unsre christlich-politische Bildung und Gesinnung.

I.

Das Christenthum wirkt im Staat.

1. Das Christenthum erlöst von der Sclaverei.

§. 19.

Von ihr erlöst es uns zuerst innerlich, zuletzt äußerlich; denn das Innre treibt zum Aeußern, ist es das Innre der Religion des Kampfes — wider das Verderbliche für Leib und Seele, im privaten wie öffentlichen Leben. Als diese beweist sich das Christenthum am Pharisäerthum, dem verderb-

lichsten Despotismus der Zeit, der wuchernbsten Giftpflanze in der Kirche nicht allein, ebensosehr auch im Staat.

Hugo hat hier einen trüben Blick. Er sagt uns im Lehrb. des Naturrechts v. J. 1818., unsre Moralisten sehen zwar das Unrecht der Sclaverei, doch ohne das Christenthum, dieses verwerfe eher das Privateigenthum (s. dagegen §. 14.), als die Unfreiheit, Christus sage: „verkaufe was du hast und gibs den Armen," aber nicht: „laßt eure Knechte frei" u. s. w. — Der Blick lichtete sich, sähe er auf den Geist und nicht allein auf die Worte. Zu dem gegebnen Wort „verkaufe u. s." ist Christus herausgefordert, durch den pharisäischen Anspruch auf Vollkommenheit (Mt. 19, 20.): zu dem vermißten Wort „laßt eure Knechte frei" ist Christus nicht aufgerufen, unaufgerufen aber es sprechen, hieße überflüssig und kleinlaut sagen, was nothgedrungen und überlaut der Geist redet — und nicht bloß mit „Engelzungen," sondern auch mit „Liebestimmen." Der Geist in Christo aber redet, was die Sclavenbefreier in Christo thun: nur daß wir es auch wissenschaftlich sehen und falsche oder schwache Zeugen uns nicht das Gesicht verbinden.

§. 20.

1) Das Christenthum erlöst uns von jeder Sünde, also auch von der schwersten Sünde, dem Sclaventhum, und ist dadurch Christenthum oder Erlösungswerk. Die Sclaverei ist nicht bloß eine Sünde des Menschen am Menschen, wie die Ausschweifung, der Diebstahl oder Todschlag, und was sonst die zehn Gebote verpönen; die Sclaverei ist die Sünde des Volks an der Menschheit. Das Volk, welches sie übt, stellt die Menschheit dem Thiergeschlecht, den Geist dem Fleische gleich, damit er diesem diene; es kehrt also das Obere nach unten, statt das Untere nach oben zu richten. Denn der Geist des Sclaven ist an sittlichem Werthe dem Athem des Fleisches gleich, und nur an materiellem Nutzen für den Herrn von ihm verschieden; der Sclav ist der Thiermensch, das Lastthier mit Menschenverstande; ist er Mehres, so ist er nicht mehr

Sclav, und kein Phädrus oder Onesimus, Epiktet oder Joseph in Aegypten ist in der Sclaverei noch Sclav. Desto ungerechter heißt jeder solcher noch Sclav und desto wahrer beweist er, wie hoch der Mensch über dem Wesen des Sclaven steht, welches das Wesen des Thiermenschen ist. Als solches erscheint es selbst von Geburt an nach Ländern und Zonen in Gestalt und Gesicht. Das freigeborne Negerkind zeigt klügere Augen und zartere Formen, das Sclavenkind macht einen gemeinern Eindruck durch seine häßlichere und plumpere Figur, als seufzte es schon im Mutterleibe unter dem Bann (z. B. nach Norton's Beschreibung Sierra Leona's v. 1849). Und factisch wie physisch ist der Sclav das menschliche Thierwesen, steht es im Belieben des Herrn, ihn zu behalten und zu verschenken, heil oder wund, lebendig oder todt zu lassen, und ihn Schrift und Wort oder nur Staub und Kleie zu lehren. Wohl ist es im Interesse des Herrn, ihn zu behalten und das Beste zu lehren. Aber auch das beste Interesse des Herrn ist noch nicht das gute Interesse des Menschen, jenes das eigennützige, dieses das gemeinnützige, und ein Zorn wie ihn Seneca malt, und eine Monomanie, wie sie Esquirol beschreibt, redet und rechnet nicht mehr, sondern bringt auch jeden Phädrus und Onesimus vom Leben zum Tode. Der Mensch bleibt aber Mensch, sey er in London oder am Cap Negro, in Philadelphia oder Guinea geboren.

Sagen also Bibel und Kirche, Lehrer und Schüler, das Christenthum erlöse uns von jeder Sünde, sollen wir dann — ja auch im Süden Nordamerika's sogar noch — die schwerste und schwärzeste Sünde behalten, und doch Christen bleiben? — die Sünde, welche den Menschenadel tödtet, den Christus lebendig macht (Joh. 3, 3.)? — unser Gottesebenbild austilgt, welches Christus herstellt? —

Unsre Ahnen, die alten Germanen, waren christlicher, schon vor ihrer Heiligung durch Christum. Schon sie fühlten sich gekränkt bei der Entweihung des gottgebornen Menschen

durch den Menschen, nannten die Unfreien unter den Slaven, wo sie zuerst sie fanden, Sclaven, und halten Gericht aus ihren Gräbern über die Nachkommen.

Und hier ist ein Mehres als altes Germanenthum (Mt. 12, 41.). Dieses erlöst nicht von der Sünde, also auch nicht von der Sclaverei; es ist nur selbst nicht mit ihr behaftet. Sein gutes Beispiel stärkt den sittlichen Muth, aber es bannt nicht den bösen Willen. Diesen bändigt die Religion — und in allen Richtungen die christliche. Heidenthum und Judenthum vermögen es nicht. Ihr Begriff der Sünde ist auch beschränkter als der christliche. Jul. Müller in seiner Lehre von der Sünde beschreibt den christlichen Begriff, die Autokratie des eignen Selbst des Menschen im Sinnlichen und Geistigen — in seiner Ablösung von Gott, ja naiven Ueberordnung über Gott. Der heidnische und jüdische Begriff schließt hier nicht jede Autokratie überhaupt aus, sondern nur jede, welche gegen das private und öffentliche Decorum oder gegen das positive Gesetz Gottes ist. Der weitere Begriff des Weisen oder Propheten erweitert nicht den Begriff der Volksreligion. Erst in der Menschheitsreligon wurde die Erweiterung durchgreifend und allgemein. Erst hier ist jede Nichtverzichtung auf das eigne Selbst, jedes sich Geltendmachen um seiner selbst willen, ein Anspruch, den Gott bestraft. Daher lassen Heidenthum und Judenthum Werke der Selbstsucht frei, welche das Christenthum bindet, Augendienst und Herrendienst, Ruhmsucht und Ceremoniensucht u. s. w. Also erlösen die Volksreligionen weder von jeder Sünde, noch vollkommen von der Sünde, von welcher sie erlösen.

Ganz insbesondre erlösen sie nicht von den Sünden, welche die Sünde der Sclaverei treiben und stärken. So erlösen Heidenthum und Judenthum nicht von der Sünde im Recht der Wiedervergeltung (Mt. 5, 38.). Auge gegen Auge, Zahn gegen Zahn, ist der unverstandne Anspruch. Darin liegt die Rache, in der Rache der Haß, im Hasse die

Mißhandlung des Menschen. **Summum jus summa injuria.** Christus aber gebietet, nicht zu widerstehen dem Beleidiger und lieber vielmals Unrecht zu dulden, als Einmal sich durch Unrecht zu verschulden. D. h. zwar nicht, wir sollen niemals Schadenersatz wollen, — wohl aber, wir sollen den Schadenersatz niemals nur als solchen, nur seiner selbst wegen, — zu unsrer Selbstbefriedigung wollen. Denn Christus selbst beschwört auch das bürgerliche Gericht gegen den Missethäter, welcher Schaden dem guten Namen des Nächsten zufügt (Mt. 5, 22.); und leiden wir in unserm Beruf für die gute Gesammtheit durch den Schaden, den der einzelne Böse uns anthut, so fügen wir selbst ihn der Gesammtheit zu, wenn der Einzelne ihn uns nicht ersetzt (vgl. Joh. 18, 23.).

Ebenso erlösen Heidenthum und Judenthum nicht von der Sünde im Recht der Herrschaft. Der Staat bin Ich, Land und Leute sind mein, lautet das unausgelegte Recht. Darin liegt die Despotie, in der Despotie der Hochmuth, im Hochmuth die Erniedrigung des Menschen. Christus aber gebietet dem Fürsten, das Volk nicht zu mißhandeln, sondern das Volk als seinen Nächsten zu lieben, und droht den geistlichen Fürsten seiner Zeit Gottes Strafgericht, weil sie das Volk mißhandeln und nur sich selbst die Nächsten sind. Weise und Könige vor Christo geboten dasselbe (selbst 5. Mos. 17, 20.). Sie blieben Propheten in der Wüste. **Duo si faciunt idem, non est idem** (s. auch unt.). Durch Christum wird das Gebot das eigenthümliche und monarchische Gebot der Menschheit — und nicht mehr bloß in Worten, sondern in Herzen und Thaten. Fürst, liebe das Volk, deinen Nächsten: Herr, liebe den Diener, deinen Nächsten: ruft mit Gottesstimme das Christenthum.

Der Widerspruch dagegen ist die Erniedrigung des Menschen, der härteste die Entwürdigung, die vollkommne die Sclaverei. Die Würdigsten der Heiden, Sokrates und Platon, Aristoteles und Marcus Aurelius u. s. f., sind nicht gegen

diese Entwürdigung. Das Zeitalter der Menschheit war eisern. Mose aber will nur die Milderung der Sclaverei durch Freilassung im Sabbathjahre, — wobei die Personen der Sclaven wechseln, der Stand der Sclaven bleibt, — und die Wahl der Sclaven aus den Fremdlingen des Landes, — wobei das Volk nur noch höher über dem Fremdling und der Fremdling noch tiefer unter dem Volke steht: — eine Entfremdung und Unterordnung, von welcher die Menschheitsreligion erlöst. Wohl gilt: andre Zeiten, andre Sitten. Aber ebensowohl: andre Religion, andre Gesinnung. Ohne die andre Religion sind auch die Zeiten und Sitten nicht die andern, welche sie mit ihr sind.

§. 21.

2) Das Christenthum erlöst uns vom Unbewußtseyn zum Bewußtseyn von Allem, was wir thun und treiben, im Hause und auf dem Markte, in der Kirche und im Staat, und leistet auch damit, was seine Namen sagen: „Lehre der Wahrheit," „der Offenbarung," „der Erkenntniß," „Geist der Wahrheit, der uns in alle Wahrheit leitet." Denn wir sollen die Wahrheit erkennen und die Wahrheit soll uns frei machen (Joh. 16, 13. 8, 31 f.). Unser Auge ist unser Leibeslicht, unser Verstand unser Geisteslicht und soll nicht geschwächt oder ausgelöscht, sondern stärker und heller werden (Mt. 6, 22 f.).

Also sollen wir Grund und Zweck, und Recht und Unrecht unsers Thuns und Treibens sehen, und nicht dahin geher, wie die blinden Heiden zum Thurmbau, oder die starren Juden in der Wüste, noch da stehen, wie der Neger vor der weißen Menschenhaut.

Die Sclaverei ist aber das dem Bewußtseyn verderblichste Leben, welches gelebt wird, das blinde, nur materielle, instinctartige Gehorchen, und ist sie schon Mehres, so ist sie nicht mehr Sclaverei und heißt mit Unrecht noch so. Verständig und über dem Verstande des Sclaven sagt der bekannte Eumaios bei Homer, der Mensch büße in der Sclaverei sei-

nen halben Verstand ein. Denn der ihm bleibende Verstand ist die Maschinenkraft, welche der Besitzer nach Belieben in Bewegung setzt, und er wäre solche nicht, wäre er nicht entgeistet indem er nur der halbe ist. Jetzt thut der Sclav nicht was er mitweiß und mitwill, sondern was der Herr allein weiß und will, und rodet die Bäume aus, zündet die Häuser an, schlägt die Menschen todt, weil es der Herr allein weiß und will. Dieß ist wieder das Wesen des Sclaven.

Hugo im Lehrbuch des Naturrechts, Bensen in der Schrift „die Proletarier" u. a. nehmen auch die bessere Erscheinung für das schlechtere Wesen. Freilich dann übersehen oder schwächen wir den Widerstreit des Christenthums und Sclaventhums. Doch würdigt Bensen das Christenthum des Mittelalters in seinem mildernden Einflusse auf Sclavenbehandlung und findet auch hierin das Werk des Worts: kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seyd.

§. 22.

3) Das Christenthum erlöst uns von der gegenseitigen Entfremdung zur gegenseitigen Annäherung — zuerst im Glauben und in der Liebe, zuletzt in der Aufklärung und Lebensveredlung, welche aus ihnen quellen. Das Christenthum verbrüdert uns (Mt. 12, 50.). Der Mund Christi sagt für Mensch Bruder (Mt. 5, 22 ff. 7, 3 ff.), nicht weil wir von Einem Adam, sondern von Einem Gott sind (12, 50.) und dessen Bild tragen an Geist und Leib, weßhalb wir, wie Novalis sagt, das Haupt entblößen vor dem Menschenhaupte. Und die Schrift der Apostel sagt für Christ Bruder in Christo (Kol. 1, 2.), weil wir nicht bloß von Einem Gott, sondern auch von Einem Christo stammen, der uns neu geschaffen hat zur Gemeinde Gottes. —

Die Sclaverei ist aber das der Menschen- und Völkerverbrüderung feindseligste Verhältniß. Sclaven sind nicht unter sich Brüder, so wenig wie Thiere, noch unsre Brüder, noch weniger als Zigeuner, sondern falsche Glieder am Körper

der Gemeinschaft, Auswüchse, welche nach Gutdünken ihrer Häupter anhangen oder abfallen. Sie sind nicht geliebt, sondern geknechtet, nicht geachtet, sondern werth-geachtet, nach dem Kaufs- und Ertragswerthe. Achtung dem Menschenhaupte! Achtung dem Achtung gebührt!

Daher sagt Paulus, der Sclav in Christo soll sich über sich selbst erheben, ein Freier im Geist werden und nicht mehr Sclav bleiben, sobald die Gelegenheit winkt; Christen werden nicht der Menschen Knechte (1. Kor. 7, 22 f.). Und einen bekehrten Sclaven gibt er seinem Herrn zurück zum lebendigen Beweise, daß der Christ wohl Sclav heißt, aber nicht Sclav ist und selbst unter der Despotie, so lange sie der neue Geist noch nicht aufgehoben hat, über sie erhoben ist (Philem. V. 15—16.).

So wissen wir die Antwort auf die Rede: Christus berühre nicht die Sclaverei. Christus erlöst uns von jeder Sünde, also auch von der unnatürlichsten, — von jedem Unbewußtseyn, also auch vom entwürdigendsten, — von jeder Entfremdung, also auch von der kränkendsten, und verbrüdert Person mit Person, Volk mit Volk, durch die Lehre von Gott dem Vater, welcher allen Menschen helfen will mittelst des Sohnes durch den heiligen Geist, der durch den Vater in Allen ist und durch den Sohn in Allen der bewußte ist, den Geist der Wahrheit und der Offenbarung, worin die Erkenntniß und die Liebe ist.

§. 23.

Die Geschichte ist aus dem Geiste. Sie offenbart uns in Thaten, was der Geist uns durch Gedanken lehrt: daß Christus auch der Erlöser der Sclaven ist, — dieses Mal zwar spät, aber „Zeit und Stunde seiner Wiederkunft sollen wir nicht wissen," damit wir nicht, wie die zeichengierigen Juden, vergeblich am Himmel spähen, um ihn in Wetterleuchten und Wolkenzügen zu sehen.

Eine weite Bahn hatte zu Christi Zeit die Sclaverei, selbst unter den Mustervölkern: zum Beweise, bis zu welchem Umfange die gottgebornen Menschen ihre Freiheit mißbrauchten, wenn sie die Unfreiheit wie ein Verhängniß auf die millionen Gleichen wälzten. Attika hatte 20,000 Bürger und 400,000 Sclaven und seinen Sclavenmarkt wie Korinth und Ephesus; die Zufuhr kam aus Asien (s. Bensen a. O.). Und das war ein Freistaat. Das bessere Loos der Sclaven heiligt nicht das Princip. Im heiligen Lande waren die Fremden die Sclaven, wie in Sparta die Urbewohner die Heloten; in Germanien galten die Menschenrechte.

Für diese ist auch die Kirche, die berechtigtste Gegnerin der Sclaverei, in den Jahrhunderten selbst des härtesten Absolutismus geistlicher und weltlicher Despoten. Sie besteht noch auf Gehorsam der Sclaven gegen die Herren, auf daß es nicht vom Christenthum heiße, es wolle den Aufruhr gegen die Obrigkeit. Sie erweckt aber ihre Bekehrten zu einer gütigern Behandlung der Unfreien, setzt Strafen auf ihre Mißhandlung, und erhebt seit dem neunten Jahrhundert immer mehre in den freien Stand durch ihre Aufnahme in den Klerus (s. Planck Gesch. der christl.-kirchl. Gesellsch.-Verf. II.). Sie nimmt in Deutschland auch die Leibeignen in ihren Schutz. Nicht Sclaven, nur Leibeigne hielten die freien Germanen. Was unfrei oder untreu war gegen Gott und Menschen, war gegen das Gewissen der Germanen, weßhalb das Wort germanus den Treuen oder Biedern bedeutet. Daher fiel auch das Christenthum in Germanien nicht zwischen die Dornen, sondern das freie und treue Herz unsrer Ahnen war der schöne Boden für die freieste und menschenwürdigste Religion (s. Rettberg's Kirchengesch. Deutschlands). Nicht beladne Heloten, geschweige slavische Unfreie waren daher hier die Leibeignen. Sie waren dem Gute des Grundherrn einverleibt, mit Antheil am Lande, nur mit dem Gute selbst veräußerlich, und wurden seit Karl dem Großen Hörige, d. i. so lange

dem einen Gute Angehörige, wie sie nicht einem andern angehören wollten (s. Eichhorn's Deutsche Staats- u. Rechtsgesch. Th. 1.). Höher erschien also auf dem germanischen Standpuncte schon das Menschenrecht der Hörigen, heiliger auf dem christlichen. Erst die christliche Kirche leistete werkthätige Hülfe, wenn der Fluch des Bösen auf ihnen lag. Sie öffnete ihnen dann ihr Asyl auf ihren Gütern, gab den Brüdern in der Noth von ihrem besten Mark; ihr reicher und weiter Grundbesitz versiegte für sie nicht, „denn auch sie waren nach dem Bilde Gottes geschaffen;" sie heiligte ihre Arbeit durch ihr Gebet, welche auch der freie germanische Krieger noch verachtete; ja sie verlieh den begabtesten Söhnen der Hörigen Aemter und Ehrenstellen, hob dadurch insbesondere das Bewußtseyn der Menschenwürde im niedrigsten Stande, und schützte ihn durch diese Erhebung gegen den Egoismus des Adels und der weltlichen Herren. Auch da ist also ein Mehres, als ein Theseion oder Sclavenasyl in Griechenland, eine so menschenwürdige Gesinnung auch hier ihre Pforte aufthat: — hier das Mitleid nur um des Menschen willen, dort schon das Erbarmen um Gottes willen: hier daher für ein Volk, dort zur Verbrüderung der Menschheit. U. s. f. Auch das Handwerk und die niedre Kunst befreieten sich von den Vogteien auf den Herrenhöfen, um sich zur freien Zunft und Innung zu gestalten. Einen solchen Umschwung nahm die Idee der Gleichheit Aller von Einem Gott und Vater in Christo (s. Bensen a. O. u. Merz „Armuth u. Christenthum" Abschn. I.).

Zuletzt verkörperte sich völliger diese Idee in der Emancipation der Negersclaven. Engländer waren die Christen, welche hier Gott dienten mit dem Mammon und Schätze auf Erden anlegten, um sich Schätze im Himmel zu sammeln. Spanier und Portugiesen vor ihnen waren Heiden und weniger als Heiden, da sie Christen hießen. Sie düngten erst Bahama und Antillen nach der Besitznahme mit dem Blute der Karaiben und bevölkerten sie darauf mit habgierigen Ko-

lonisten und mit auszubeutenden Negersclaven. Sie schleppten nach und nach die Millionen aus Guinea nach Westindien, und hundert tausend jährlich — so viele verschleppten sie ungefähr im Jahr — blieben zur Hälfte unterwegs schon todt, weil sie wie lebendig todte Waare sie verpackten. Auch diese „christlichen" Spanier und Portugiesen hatten das Gesicht der Menschen und waren Unmenschen, mehr als die Neger, welche an ihren Festen ihre Gefangenen tödten oder durch abgehauene Menschenköpfe Gesandte zu ihren Königen führen.

Desto voller erscheint die That der Britten. Nicht Könige und Edelleute sind hier die Helden: pensilvanische Quäker, Wilberforce, Thornton u. a., sind die Mächtigen im Geist, welche mit der Liebe Gottes in Christo das englische Volk wider die Sclaverei beschwören, und der Erfolg lautet auf zwanzig Millionen Pfund Sterling, mit welchen es im J. 1834. die westindischen Sclaven von ihren Herren loskauft. Und schon vor dem ist die Kolonie freier Neger Sierra Leona die Schöpfung Londoner Bürger. Sie kauften das Land vom Negerkönig, befreieten die Sclaven, bildeten sie durch christlichen Unterricht und gründeten eine Sierraleona-Gesellschaft, welche Christenthum und Sclavenfreiheit bis zu den Gummiwäldern am Senegal verbreitete. Gotteswerke im Völkerleben, nicht ohne Christi Werk und Leben also erschienen.

Dieses begeistert Niedere und Hohe, Arme und Reiche für den Himmel nicht bloß über der Erde, sondern auch auf der Erde, — einen Himmel des Bewußtseyns und der Erkenntniß — ohne Menschenwürde und Menschenrecht einer Gesammtheit von Menschen unzugänglich, wie einer Heerde Schafe eine ummauerte Aue.

Von derselben Begeisterung zeugt der Orden der französischen Äbtissin Javonchey v. J. 1833. zur Loskaufung und Erziehung der Neger für die Freiheit, so wie der Verein des Herzogs von Broglie v. J. 1835. für die Abschaffung der Sclaverei.

Eine Schmach, ja ein Monstrum ist noch die Unfreiheit im Süden der freien Staaten Nordamerika's bis auf unsre Tage. Aber auch da ist das Volk für die Emancipation. Oeffentliche Nachrichten sagten uns vor Jahren, daß es an Geistlichen das Lynchgericht vollzog, welche gegen die Emancipation predigten: ein Gericht — zwar nicht von Gott, eine Predigt aber auch wider Gott, und Geistliche — nicht, was ihr Name sagt, dem Geist ähnlich, sondern dem Widergeist gleich, welcher unter Christen heilig spricht, was ihnen unter Heiden und Juden das Unheiligste ist.

Dagegen will die Regierung der Vereinigten Staaten, wie zuletzt unter Taylor, so jetzt hoffentlich unter Fillemore das Ende der Sclaverei im alten Gebiet und ihren Ausschluß aus den neuen Territorien: und wohl schloß Taylor sein Werk der Humanität in seine Pflicht ein, als er im Tode sprach: „er habe seine Pflicht gethan, und fürchte sich nicht, dem Tode zu begegnen." Schwer zwar ist hier das Vollbringen — beim Anspruch auf die Tonnen Goldes, welche drittehalb millionen Sclaven in funfzehn Staaten werth sind, und beim Mangel des Congresses an Macht hier über die einzelnen Staaten. Was jedoch die Regierung in Christi Geist will, wird sie in ihm endlich vollbringen. Das ruft ihr Mutterland.

2. Das Christenthum erlöst von den sclavenähnlichen Verhältnissen.

§. 24.

Der Sclav ist unter dem Bann; Unbewußtseyn seiner selbst und Entfremdung vom Mitmenschen sind sein Erbtheil. Sclavenähnlich ist daher das Verhältniß überhaupt, in dem der Mensch blindlings und lieblos behandelt wird, und damit ohne Recht und Gesetz ist, im Staat aber das Verhältniß insbesondre, in dem das menschliche Recht Unrecht bei Gott und das äußre Gesetz gesetzwidrig im Geist ist. Den Wahrspruch darüber thut jedoch nicht der Einzelne, noch die Par-

tei, — sie sind nicht der Staat, — sondern das Volk über dem Einzelnen und der Partei, in der Einheit mit dem Haupt, dem Fürsten. Wann aber das Volk spricht und nicht bloß eine Mehrheit, von der es ungewiß ist, ob sie das Volk sey, haben wir erkannt (§. 17, 4.). Wider das Volk ist der Fürst, welcher der christliche ist, niemals.

Vom sclavenähnlichen Verhältnisse überhaupt erlöst das Christenthum, das von der Sclaverei erlöst, wenn sein Gebot an uns zur That wird, bewußt zu werden Dessen, was wir sollen, nach Grund in Gott und Zweck für die Menschen, in unsrer Gottesebenbildlichkeit und Menschenwürde uns zu wissen, in unsrer Verbrüderung uns zu offenbaren: wenn dieses fürsten- und völkervollendende Gebot in Herz und Gewissen dringt.

Wir sehen zwar unsre fünf Welttheile an und weinen — über die sclavischen Verhältnisse — im Sonnenaufgange und Niedergange, nicht sowohl in China oder Guinea, Sibirien oder Brasilien u. s. w., — da heißt es: für die Freiheit nicht gereift, unter das Joch gesteift, — als unter der Christenheit, welche doch endlich zu den Wenigen gehören müßte, wenn Christus spricht: Viele sind berufen, Wenige ausgewählt. Aber unsre Thränen versiegen, denken wir in Christi Geist, was der Dei von Algier im Geist Mohammeds sprach, als Frankreich ihm Land und Leute nahm. „Allah ist groß" waren seine Worte. Ergab er sich in sein Fatum, so erheben wir uns über sein Fatum und wissen, tausend Jahre sind vor dem Ewigen wie ein Tag, und tausend Erden vor dem Allmächtigen wie ein Hügel. D. h. hier, nur uns bleibt das Gute auf unsrer Erde zu lange aus, und das haben wir Gott nicht vorzurechnen. Auch unsre Vorfahren unter den Hohenstaufen machten zuletzt Ansprüche an den Himmel, welche in Luftschlösser ausliefen. Desto brennender ist jedoch unsre Noth, daß wir selbst uns aus der Stelle bringen. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, sagt der Franzose ohne Gott, St. Jüst

oder Baboeuf nicht ausgenommen. Wir sagen es mit Gott, denn wir meinen im Ernst, erst muß der Mensch dem Gewissen, oder dem Zuge Gottes folgen und darnach thun, dann läßt Gott sein Thun gelingen, und erst muß das Volk oder eine Mehrheit des Volks dieser gottgezogne Mensch werden, dann läßt Gott sein Wesen blühen und seine Krone steigen. Hier aber hilft das Christenthum, oder es gibt hier keine Hülfe, und Gottes Zuge folgt der Christ und einen Schatz im Himmel sammelt er sich, wenn die Volkswohlfahrt die seinige, das Volksleiden das seinige ist, wenn er gegen den Mißbrauch kämpft und den rechten Brauch lehrt u. s. w.; denn es heißt, „daß wir Gott dienen, wenn wir den Brüdern dienen," und „wenn wir den Bruder nicht lieben, den wir sehen, wie können wir Gott lieben, den wir nicht sehen?" —

Nicht verborgen bleiben wird auch eine christliche Lehre von den besondern Mißbräuchen und ihren Gegensätzen, von den sclavenähnlichen Verhältnissen in Ländern und Völkern bis auf diesen Tag, in der Ausführung, welche diese weite Aufgabe verlangt.

Die Ahnung Dessen, was hier das Christenthum umfaßt und durchdringt, wurde uns indeß, und steigt höher, wenn wir weiter sehen, wie es bis auf den Grund von den sclavenähnlichen Verhältnissen erlöst, — wenn wir nämlich sehen:

das Christenthum erzieht den Menschen zum wahren Menschen, den Bürger zum rechten Bürger.

§. 25.

Das Christenthum erzieht den Menschen zum **wahren Menschen**. Die griechische Erziehung war einseitig patriotisch, die jüdische einseitig priesterlich, die christliche ist gottselig und gemeinsinnig, das eine im andern, in beidem allgemein menschlich, denn in beidem ist der Mensch wahrer Mensch. Die christliche ist aber die Erziehung im Geiste des Christenthums.

Dieser belebt den Keim des Gottessinns und des Gemeinsinns im Erzieher und im Erzogenen — noch mitten in der Wüste, wo Christenthum durch Priesterthum entgeistet ist, durch seine unsterbliche Macht, und alle Zeitalter von Timotheus bis Borromeus u. s., und von der Phöbe bis zur Elisabet Fry, zählen hier Männer und Frauen, gottselig und gemeinsinnig im Christenthum erzogene, Denkmäler seines erziehenden Geistes.

Und wie anders? — Die christliche Nächstenliebe ist eine andre als die pythagoräische oder mosaische. Pythagoras' und Mose's Nächste sind die Brüder ihrer Gemeinschaft, Christi Nächste die Brüder aller Gemeinschaften; — Pythagoras' und Mose's Gebot enthält, die Brüder sollen die That des Zorns meiden und friedlich und einträchtig wohnen; Christi Gebot lautet, sie sollen schon dem Anfluge der bösen Gesinnung wehren und selbstverläugnend seyn wie Gott (Mt. 5, 43—48.); — in Pytagoras' und Mose's Sinn liegt, die Brüder sollen die Nächsten so aufrichtig lieben wie sich selbst und ihnen Gutes erweisen wie sich selbst; — eine höhere Liebe wäre für sie zu hoch; — in Christi Geist liegt, sie sollen in den Nächsten sich selbst lieben, sie als ihr anderes Ich anschauen (Mt. 25, 31—46. 10, 39—42.), und darnach handeln. Der Grundsatz Christi stammt aus dem ewigen Leben, und entflammt den religiösen Gemeinsinn, in welchem wir uns nicht glücklich fühlen bei des Volks Unglück, nicht reich bei seiner Verarmung, bei seiner Verknechtung nicht frei, und mit unsrer Einsicht bei seiner Verdummung nicht zufrieden u. s. f.

Und zwar nicht Redner, aber Thäter des Worts Christi haben wir auch unter unsern Volksvertretern, welche den Menschen und Bürger in sich einigen. Man sieht es ihnen an, das Volk ist ihr Nächster, sie schauen sich in ihm an, fühlen sich in ihm groß und eine erhabne Trauer liegt auf ihnen, wenn sie es leiden oder sinken sehen. Wohl sind die Athenienser unter Perikles große Patrioten, aber ohne den Geist der Religion, dem kein sittlich Gebildeter unter uns sich

entzieht, daher nicht ohne einen Ehrgeiz und eine Ruhmsucht, welche den Werth des Patriotismus verringern und seinen Erfolg für das Gemeinbeste schwächen.

Und nicht zwar nach dem Worte, aber im Geiste Christi suchen selbst Staatsrechtslehrer, wie Levita in der Schrift „die Volksvertretung" v. d. J., im Volksvertreter den Menschen ebensosehr wie den Bürger, verlangen von ihm die Begeisterung für die Erhebung des Volks ebensowohl wie die Kunde seines Lebens und seiner Bedürfnisse, und stellen den moralischen Charakter in ihm über Verstandesbildung und Rednergabe.

§. 26.

Wer durch Christum wahrer Mensch wird, wird durch ihn auch rechter Bürger. Die Art des rechten Bürgers aber ist:

1) Der rechte Bürger ist erlöst vom Unbewußtseyn zum Bewußtseyn im Staat. Er hat seine Bürgerpflichten und Rechte nach Ursprung und Werth nicht bloß im Gedächtnisse, sondern im Gewissen.

Er versteht erstens, ob sie auch von Gott, wie sein und seiner Oberen Stand, oder nur von Menschen sind; — er versteht, daß sie auch von Gott sind, wenn sie von der bessern Mehrheit in Herz und Wort besiegelt sind, als Pflichten und Rechte zum Heil und nicht zum Gegentheil; denn er weiß, Christus betont das als das Rechte und Schlichte, von der Bergrede bis zum Worte in Gethsemane u. s., was mit dem Geiste der Gesammtheit sich eint, von welchem der pharisäische Ungeist sich trennt.

Er versteht zweitens, ob die Pflichten und Rechte der Gesammtheit dem Volk, oder nur der Auswahl, der Classe dienen, und ob sie nur dem leiblichen, oder mittelbar auch dem geistigen Leben frommen; denn in ihrem Ursprunge liegt ihm ihr Werth, und beide halten ihm ihre Probe an der Erfahrung, von welcher er sich nicht absondert, da Eigensinn ihm fremd ist; daher ist er zwar wider die Partei — des pha-

risäischen Ungeistes, der in allen Kirchen und Staaten wiedererscheint, steht aber selbst nicht zur Partei, sondern über ihr, indem er in der Gesammtheit steht; denn auch die Gesammtheit nennt jener Ungeist Partei. Was aber in der Erfahrung zum Guten ist, das ist es im Geist, denn die eine ist aus dem andern. Auf den Geist weis't Christus, durch den Geist auf die Erfahrung, die gute und schlechte, die gute allgemeine und schlechte besondre.

2) Der rechte Bürger ist erlöst vom Eigensinn zum Gemeinsinn. Sein Verständniß des Ursprunges und Werthes seiner Pflichten und Rechte geht ihm zu Herzen, reinigt es vom unbrüderlichen und unpatriotischen Wesen und weihet es dem Volke und Vaterlande; die Weihe wird Leben, und „grün ist des Lebens goldner Baum;" sein Leben bringt Frucht dem Volke und Vaterlande durch volkerhebende Handlung und männererweckendes Beispiel. Schon sein Bild erhebt uns.

Erstens, er thut vor Aller Augen seine Pflicht — nicht, weil er muß, sondern weil er will, daher nicht langsam oder zur Hälfte, sondern rasch und voll, und weiß sich über der Pflicht, indem er unter ihr ist, wie Christus, welcher Steuern gibt im Hoheitsbewußtseyn über Allen, welche Steuern fordern (Mt. 17,24—27.), und Verhöre besteht im Siegesgefühl über Allen, welche Verhöre halten (Joh. 18—19.).

Zweitens, er thut die Pflicht, welche nicht seine Pflicht ist, als wäre sie seine Pflicht, so lange Gottes Stimme in des Volks Stimme nicht wider die ungerechte Pflicht ist. Er redet und handelt aber, was er mit Ruhe und Ehre kann, um für die neue Pflicht das Gewissen zu öffnen. Ist es geöffnet und kommt aus ihm die neue Stimme, und nicht aus dem entgeisteten Herzen, in dem das Böse wächst, so widersteht der Fürst der Gottesstimme nicht, oder wenn zur Zeit noch, so kommt die Zeit der Einsicht und ist schon da. Denn Gott ist weiser als die Menschen.

Drittens, seine Rechte sind auch seine Pflichten, von ihnen ablassen, heißt von seinen Pflichten ablassen; es sey denn, daß die Rechte in Noth und Unverstand überspannte und also nur menschliche Rechte wären, und dann nicht der Ordnung und dem Gemeinbesten dienten, sondern der Verwirrung und dem Eigennutz. Leben und gesundes Leben, Besitz und unversehrter Besitz, Ehre und ungeschmälerte Ehre, sind die drei Grundrechte (vgl. z. B. Mt. 26, 51—52. — 23, 25. — 5, 22.), und Amen sagen, wenn darüber verfügt wird vom Volk und Fürsten in Gesetzeswort und Auslegung, ist ein Recht aus den Grundrechten, — erst zwar nur ein stilles Amen, zuletzt aber, wenn das stille in Zweifel aufgeht, auch ein lautes Amen, damit das stille wieder zur Gewißheit werde. D. h. der schweigende Bund zwischen Volk und Fürsten wird zum ausdrücklichen Bunde, wenn der schweigende sich zu lösen droht.

Die Rechte und Pflichten des ausdrücklichen Bundes ruhen auf Bewußtseyn von Grund und Zweck des Schuldigen, und zielen auf Einigung in Endzweck und Erfolg des Gegebenen; oder es berührt sie nicht die Religion der Menschheit, welche aus Gott ist, und das Gewissen des Volks, in welchem Gott ist. Jenes Bewußtseyn verlangt das Christenthum, weil es die Wahrheit in Allem will (§. 21.), und weil in der Kirche sehend werden, im Staat blind bleiben, sich verträgt, wie beim Tischgebet ein Christ, und im Essen und Trinken ein Heide seyn. Zu dieser Einigung aber treibt das Christenthum, weil es die Liebe zu Allem will (§. 25.), und weil in der Kirche brüderlich werden, im Staat herrisch bleiben, dasselbe ist, was „mit der einen Hand geben, mit der andern nehmen.“ Solches also, jenes Bewußtseyn und diese Einigung, ist das Princip. Im Besondern bestimmen sich die Rechte und Pflichten des Bundes nach Land und Volk, in Einheit mit dem Princip. Der Bund ist desto vollkommner, je standhafter er die Probe dieses Princips aushält, und

desto minder, je weniger er sie besteht, sey er in einem Deutschen, Englischen oder anderm Staat: und wohl kommt der Beruf, Musterverfassungen nach diesem Princip zu prüfen, kommt erst die Zeit der freiern Würdigung des Christenthums. Jetzt heißt es, „wir entkleiden das Christenthum seiner ideellen Hoheit,“ oder „wir bilden selbst ein Christenthum,“ indem wir nach Grundsatz und Beweis den Vorhang, die jüdische Form, lüften, dahinter seine reelle Hoheit in der Wissenschaft sehen, seine Fruchtbarkeit im Leben erfahren und andere Menschen und Bürger durch unsre Religion werden, als Juden und Heiden durch ihre Religion. Dann wird es heißen, man wolle Hülle und Geist nach Grundsätzen der Auslegung unterscheiden und auf Beweis und Gegenbeweis merken. Das wird die Zeit der Unschuld in der Wissenschaft seyn. In ihr wird der beweisführende Schriftsteller von seiner Schwäche entbunden und ferneres Leiden nicht scheuen, um für die Wahrheit einzutreten.

Doch sehen wir auch jetzt schon gesammelt, was wir bisher nach einander sahen, und es erhebt sich — kann der Vorhang vor unsern Augen fallen —

das Bild des christlichen Staats.

§. 27.

1) Nur der freie Staat ist der christliche, — durch den schweigenden oder ausdrücklichen Bund zwischen Volk und Fürsten, wie die freie Religion die christliche, — durch denselben Bund zwischen Menschheit und Christus. Unfrei blieb das Volk unter den heidnischen Orakeln: die Götterlehre war der Zauber, der auf ihm lag. Und frei machten es nicht die jüdischen Priester: auch ihr Gott blieb ihm jenseitig. Christus lehrt uns den Gott in sich und in uns, in dem wir leben und weben. Wie die Religion, so der Staat. Ist Gott nur außer uns, so ist der Fürst nur über uns, denn der Fürst ist von Gott, im Heidenthum, Judenthum, Christenthum, und

wir hören was wir sollen, in Kirche und Staat: ist Gott in uns, so ist der Fürst, der von Gott ist, in Einheit mit uns, und wir hören was wir wollen, in Kirche und Staat.

2) Der freie christliche Staat ist daher der Staat, in welchem das herrische und sclavische Wesen begraben und sein Gegentheil in allen Formen auferstanden ist, — auferstanden auf dem Grunde der allgemein-menschlichen Religion, und nicht bloß einer griechischen oder germanischen Volksthümlichkeit, — in Einheit daher mit der vollen persönlichen Menschenwürde des Einzelnen in der Gesammtheit. Und nicht mehr verborgen ist uns das Gegentheil.

Erstens, das Gegentheil des herrischen und sclavischen Wesens im christlichen Staat ist der Fürst, welchen das frühere Buch zeichnet, und der Bürger, welchen die gegenwärtige Schrift abbildet, sey er Oberer oder Untergebener. Der christliche Fürst schaut sich im Volke, das christliche Volk im Fürsten an, der Obere im Untergebnen, der Untergebne im Obern. D. h. jeder will Recht, Leben, Besitz, Ehre des Andern wie sein eignes, und sieht sein eignes nicht, sieht er es in dem Andern nicht, und tritt ein gegen den Mangel. So sind sie frei von Herrschsucht und Herrenfurcht, Wahlspruch und Augendienst, Hoffart und Niedertracht, Jagd nach dem Mammon und Hang zur Erpressung, und erhoben zu Regententugend und Volksvertrauen, Wort der Fürsorge und Gehorsam aus Gewissen (Röm. 13, 5.) u. s. f. Was im wirklichen Staat davon abweicht, ist unchristlich, heiße es politisch oder unpolitisch: was in ihm sich damit einigt, christlich, heiße es germanisch oder romanisch; denn auch das ächte Politische und Germanische hat sein weites Feld, das Christliche aber ein weiteres.

Zweitens, das Gegentheil des herrischen und sclavischen Wesens sind der Fürst und Bürger, deren Bund das am treuesten bewahrt, was das Bewußtseyn Aller von Allem am sichersten erzielt: Offenheit der Staatsacte und Selbstständigkeit des Bürgerlebens, offne Verwaltung und Gerichtshaltung, freie

Schrift und Rede, Bitte und Beschwerde — da wo die Bildung über der Rohheit, der Geist über der Materie ist. Vor solcher Offenheit und Freiheit weichen Herrschsucht und Herrenfurcht, Mammonjagd und Niedertracht, und es kommen Fürstentugend und Beamtengröße, Bürgersinn und Volksvertraun, Ehrhaftigkeit und Enthaltsamkeit, und was kommt, ist christlich, was weicht, unchristlich: und gewiß seiner Sache wird der Fürst mit seinem Volke zu Hause, und stark in ihr nach außen.

Auch das Vielregieren verliert die Bahn. Die Macht der kleinen Herren tritt zurück, die Seitenwege gehen ein, die Beschlüsse der Vertreter der Fürsten kommen schnell und auf dem geraden Wege, dem Grunde der Sache; ihn prüft ihr geschärftes Auge selbst, im Interesse des Volks. Das Auge des Volks begegnet ihrem Auge. „Die Oeffentlichkeit — sagt selbst Friedrich Wilhelm III. in früherm Cabinetsbefehl — ist für die Unterthanen die feste Bürgschaft gegen die Eigenmacht der Beamten." Sie entfaltet sich beim Vielregieren. Dieses hindert den Fürsten, sich im Volke zu finden, und das Volk, sich im Fürsten anzuschauen. Denn es sammelt nicht, sondern zersplittert, Staatskraft und Volkskraft, ist weitläufig und theuer, dient mehr um des persönlichen Dienstes, als um des allgemeinen Besten willen, schafft mit großen Mitteln kleine Zwecke, hohe Bauten ohne hohen Nutzen, weite Anlagen zu schmalem Ertrage u. s. f.

Ist das alles nicht politisch, so ist es noch weniger christlich, denn der christlich erleuchtete Staatsdiener weiß sich in seinem gemeinnützigen Amt selbstständig im Werk und abhängig vom Gesetz, will den kleinsten Dienst zum größern Zweck und den größern Zweck zum größten Endzweck, und der Oeffentlichkeit bedarf er dabei nicht zur Mahnung, — sein christlich erleuchteter Verstand mahnt ihn zu Allem, — desto dringender dagegen zur Versicherung, — daß, wie der Geist selbst Licht und Wahrheit ist, so auch unser Leben wahr und

offenbar seyn soll, auf daß seine guten Werke gesehen und zur Nacheiferung emporgehalten werden.

Als das deutsche Reich der Einheit abnahm, hat das Vielregieren zugenommen. Unter der Volksregierung, wo viele kleine Herren groß seyn wollen, blüht es mehr, unter der Fürstenherrschaft weniger; Bern, Aargau u. s. w. sind schrekkende Beispiele. Doch mit Ausnahmen. Frankreichs Maires und Präfecten fühlen wir noch von der westphälischen Zeit her. Befehlen und hervortreten, in Wort und Schrift, rechtheißen und zurechtweisen, meistern und berichten, behagt der Autoritätssucht des Franzosen mehr, als der Selbstgenügsamkeit des Deutschen. Charaktere wie Stein oder Fincke wachsen nicht auf französischem Boden: desto mehre Herzberge und Möllendorfe. Auch Vincke war mit Wort und Werk gegen das Vielregieren, als das sichre Arcanum zur Entnervung der Staatskraft, und wollte das Selbstregieren der Bürger und die Selbstverläugnung der Optimaten: — der wahrste Freund des Fürsten und des Volks.

Im christlichen Staat, der des Namens würdiger ist, nimmt das Vielregieren ab. Dieser hat Staatsmänner, desto mehre, je christlicher er ist. Gemeinsinn im Einheitssinn, Genialität in der Realität wird nicht bloß angeboren, auch anerzogen, nicht bloß durch Staatsklugheit, auch durch Religionsweisheit. Da aber helfen christliche Schule und Kirche.

3) Der freie christliche Staat ist daher entwickelter der Staat, in welchem nicht bloß persönlich der Fürst auch im Geist der Vorderste und der Bürger der rechte Bürger ist, sondern in dem auch die Anstalten blühen, durch welche mittelbar das rechte Fürstenthum und Bürgerthum gedeihen und bleiben, — die Anstalten der Erziehung des Menschen zum wahren Menschen. Solche sind vor allen die Schule und die Kirche.

§. 28.

Die Schule lehrt uns für unsern Beruf — in Staat und Kirche, Gesellschaft und Verkehr, vom Fürsten bis zum Tagarbeiter. Denn auch den Untersten, der seine Arbeit ohne Schule thut, lehrt sie doch sich als Menschen, als sittliches und verständiges Wesen achten und mit dieser Selbstachtung seine Arbeit thun. Denn die Schule im christlichen Staat ist eine Anstalt nicht für Leib und Seele zur Abrichtung, oder für Gedächtniß und Verstand zur Vereinseitigung, sondern für geistiges und leibliches Leben zur rechten Richtung und Verallgemeinerung, zur Aufklärung und Erhebung des Menschen. Denn was sie zur Zeit nicht ist, obschon sie die christliche heißt, wird sie in der Zeit werden, auf daß sie mit Recht so heißt.

Dafür steht die christliche Universität ein. Sie entsproß aus der Klosterschule des Mittelalters in der Zeit der Geistesfinsterniß, war klein im Ursprunge und wurde groß im Fortgange, und immer größer an Verstand und in Zeiten an Herzen, je christlicher sie durch die Reformation der Kirche wurde, — oder haben bloßes Griechenthum und Germanenthum sie groß gemacht? — und wird ihre Mannesgröße erreichen durch eine neue Reformation, und zwar des Lebens. Denn der Protestantismus hat uns zur Wissenschaft vom Christenthum gezeitigt, diese dringt ins Leben, — zuerst der Weisen, zuletzt des Volks durch die Weisen, und je mehr dann diese durch sie Das werden, was ihr Name sagt, desto näher rückt das Zeitalter der Mannesgröße der Schule, und nicht bloß der „hohen Schule," auch der niedern und niedersten Schule, denn die Saat der einen hat ihr Feld in der andern.

Freilich sagt man, in der Schule sey meist der Verstand erst weit, das Herz noch zurück, und wir seyen mithin auch da nur zum Theil erst christlich, denn Christus verlange vom Weisen Erkennen und Glauben (Joh. 10, 38.), zum Glauben gehöre aber das reine Herz. — Aber das reine Herz ist doch auch schon vielerwärts in der Schule, oder kommt

noch nach, und mit ihm das Himmelreich auch in die Schule, nachdem öffentliches Leben und öffentliche Meinung erst noch mehr vorangehen, — und wirklich das Himmelreich: denn der Mann mit reinem Herzen will die Schule nicht seinetwegen, sondern der Jünger wegen, und die Jünger nicht zu seiner Ehre, sondern zum Ruhm der Gesammtheit, der Kirche, des Staats, der Gesellschaft; die Jünger wollen um seinetwillen, heißt ihm „die Jünger erniedrigen," sie zu seiner Ehre wollen, „sie verachten" (Mt. 18, 4 ff.). Daher will der Mann mit reinem Herzen auch die Mitarbeiter nicht, weil sie für ihn sind, sondern weil sie für die Jünger sind, und er ist wider Monopol, über der Partei und Concurrenz, und für verschiedne Anschauungen, Lehrarten, Beispiele. Die Uniform, weiß er, gehört den Vaterlandsvertheidigern, die universelle oder geniale Form den Volkserziehern — in allen Schulen, welche unmittelbar für den Geist sind.

Mit diesem christlichen Gemeinsinn fällt der Schule das Uebrige von selbst zu. Reformen und Erleichterungen machen sich da ohne Congresse. Ein solcher Gemeinsinn hat eine noch verborgne Tragweite. Wie sehr er auch den Verstand beflügelt und wie erfinderisch er ihn macht, ist an den Musterpädagogen und Philosophen zu erkennen. Girard in Frankreich, Allen in England, Franke in Deutschland sind z. B. drei christliche Männer, in deren Leben reines Herz und lichter Verstand zusammenschlagen, und deren Werke ahnen lassen, was im christlichen Staat die Schule vermag.

Das geistige Gut aber ist nicht ohne das leibliche, und gemeinnützig werden wir nicht, ist man gegen uns nur eigensüchtig und gibt man uns unser zureichend Brot nicht. Und da denken wir schmerzbeladen an die Volksschule und seufzen nach einer treuern Fürsorge des christlichen Staats für ihren ehrwürdigen Lehrstand. Von ihm redet schon Abt, ein Mann von Ehre, anders im Werke „vom Verdienste," als lange die Menge von ihm dachte, und tausendstimmig spricht

seitdem für ihn in Schrift und Wort die öffentliche Meinung. Denn die Rectoren und Doctoren der „höhern Schule" — sagt sie — haben des zeitlichen Guts und Ansehens schon genug vor den mühseligen und beladenen Lehrern der Volksschule.

Nicht christlich handeln wir daher, thun wir an ihnen nicht nach Christi Wort: „der Arbeiter ist seines Lohns werth." Und schwer schlägt es unser Gewissen, sehen wir, daß der höchste Lohn des musterhaften Volkslehrers nicht so hoch ist, wie der niedrigste des gewöhnlichen Gerichts= oder Steuerschreibers, und kaum höher als das Einkommen des Bahnwärters oder Thürstehers. Wohl sagt man: „viel anvertraut, viel veruntreut, daher gut gestellt, sicher gestellt." Aber die öffentliche Meinung antwortet: hier ist mehr als Geld und Geldeswerth anvertraut; Menschenseelen sind die Heiligthümer, welche die Volksschullehrer bewachen, und was die Wächter an ihnen verdarben, weil sie dem Hunger und Kummer erlagen, weil man mit Tausenden für sie kargte, werden die Zuchthäuser und Kettenanstalten nicht gut machen, welche auch im Deutschen Lande Millionen kosten. Oder verwenden wir in Ländern Hunderttausende auf die Pferdezucht, so verschwenden wir nicht, sorgen wir in ihnen mit ebenso Vielem für die Menschenveredlung.

Fortgeschritten sind wir indeß mehrer Orten im Thun nach Christi Wort auch an diesem Lehrstande, wenn auch erst um wenige Spannen; und schon sehen wir die Folgen für die Gesellschaft. Hoch steht schon die Deutsche, Preußische oder Sächsische, Hannoversche oder Würtembergische Volksschule über der Französischen oder Englischen, oder gar Russischen. Eine schwere Lebensnoth in Druck und Armuth lastet in England z. B., dem Lande der Freiheit und des Reichthums, auf den untern Classen und ihren Lehrern, und läßt sie nicht frei aufathmen und nicht unschuldig zum Himmel seufzen. Aber auch Englands Freiheit ist noch mehr die stolze germa=

nische, als großherzige christliche. Diese lös't oder mildert den Widerstreit zwischen der Hoheit der Kirche und der Niedrigkeit der Schule. Ein erhebendes Beispiel gibt uns dagegen die Schule der protestantischen Schweiz, und hier z. B. die Pflanzschule zu Kreuzlingen im Kanton Thurgau, welche ihre Anvertrauten nicht bloß als Muster der Schule zurückgibt, sondern auch als Männer ins Leben hinausgeschickt, von deren Beruf in ihrem Lande gilt, was Christus Matth. 5, 13—16. vom Beruf seiner Apostel für die Erde verkündet. Der Anblick solcher Männer mildert unsre Melancholie über die Nachtgestalten des Zeitalters.

§. 29.

Die Kirche weihet uns für unsern Beruf, vom Staatsmanne bis zum Hausdiener, und weihet auch den Geringsten der Gesellschaft, seinen Beruf als einen von Gott gegebnen und heilig zu haltenden zu verstehen. Denn die christliche Kirche ist eine Anstalt für den Himmel des Menschen nicht allein über, sondern auch auf der Erde; sein Himmel aber auf der Erde ist nicht bloß außer, sondern auch in seinem Beruf, und wir denken nicht christlich, denken wir, Beten sey etwas für sich, und Arbeiten sey etwas für sich, und weil wir Das noch denken, gibt es viele Beter, welche nicht arbeiten, und mehre Arbeiter, welche nicht beten und nicht einmal wissen, was unsre „Betglocke" bedeutet, welche sie hören, um ihren Lohn zu nehmen, und was sie mit ihrem „Adieu" sagen, welches sie sprechen, wenn sie ihn empfingen; oder sie glauben nicht recht an die Bedeutung in der Kirche, weil ihnen ihr Gott und Himmel im Leben zu entfernt ist.

Aber auch solcher unchristlicher Beter und Arbeiter werden wenigere durch die Kirche im christlichen Staat. Denn in diesem kommt ihr die Weihe, diese mittelst der Aufklärung. Das lehrt die Geschichte. Der christliche Staat ist der Kirche unentbehrlich. Im türkischen Staat gedeiht sie nicht zu ihrer Kraft; das zeigt jetzt wieder die Kirche in Jerusalem. Erst

kam freilich der Staat, damals der Fürst — Constantin der Gr. voran — mit seinem Regiment zur Kirche; dann kam aber auch erst die Kirche an das Volk, und das Volk wurde durch die Kirche desto christlicher, je fester die Kirche durch den Staat wurde, ausgenommen die Zeiten des Mißbrauchs der Kirche durch den Staat, wobei aber die Kirche selbst nicht christlich, und der Staat nicht Staat, d. i. rechte Ordnung des öffentlichen Lebens blieb.

Daher kam denn aber auch die Reformation. Durch diese ist die Kirche christlicher und der Staat völliger Staat, und beide steigen in der Würde, je reiner das Princip der Reformation durch die Kirche in den Staat dringt und je anerkannter durch den Staat es in der Kirche bleibt. Denn

das Princip der Reformation ist das Princip der Aufklärung durch den Geist des Christenthums,

der Aufklärung zunächst des Glaubens, zuletzt des Lebens, gegen die Verdunkelung beider durch den Widergeist des Priesterthums, — sichtbarer fast noch in den besondern Schriften der Reformatoren, — „**de servo arbitrio**,“ „**de peccato originis**“ in Flacius'schem Sinn u. s. freilich ausgenommen, — als in den allgemeinen Symbolen, aber auch in diesen der goldne Zug Gottes, welcher den Widergeist bannte. — So in der Apologie der Confession: hier sehen wir z. B. die Verfolgung der Glaubensverdunkeler bis in ihre sichersten Schlupfwinkel mit den Waffen eines menschlichern Schriftverständnisses, — den Angriff auf „die lieblichen Leute, welche nach einem Theile des Gesetzes und nicht nach dem ganzen Gesetze urtheilen und verstümmelte Sprüche aus der Bibel reißen, um die Unerfahrenen zu täuschen,“ — den Begriff des Glaubens: „der Glaube ein Wollen und Annehmen der Verheißungen und ein neues Leben zur Ueberwindung des Teufels und des Todes“ u. s. f., —„ die wahrhaft guten Werke: Gott anrufen, das Evangelium bekennen und erkennen — Eltern und Obrigkeit gehorchen, seinem Beruf treu dienen, lie-

ben und nicht hassen, — — — die Wahrheit reden;" — oder in den Schmalkaldischen Artikeln: hier fühlen wir z. B. den elektrischen Geistesathem, womit der Mann Gottes den stärksten Asbest des Antichrists wie Spinngewebe zerstäubt; — oder in den Katechismen: hier bewundern wir z. B. die geistdurchdrungene Auslegung der zehn Gebote oder des Vaterunsers im großen Katechismus u. s. w.

Dieses Princip wankt nicht bei Widerspruch, auch der Reformatoren selbst, durch Berufung auf das **Wort** der Schrift. Gegen das römische Priesterthum erhebt er sich, z. B. in den Schmalkaldischen Artikeln, und gegen das undeutsche Sektenthum, z. B. in der Concordienformel, welches die neue Kirche zerwühlt, nicht aber gegen die deutsche Wissenschaft, welche den alten Glauben aufklärt durch den Geist, aus dem er stammt. Dieser ist auch der Geist der Reformatoren, und wohl ist gegen diesen zu Zeiten ihr Wort, auch in den Symbolen, aber niemals ihr Herz; und erstehen Luther und Melanthon aus den Gräbern und wir beweisen ihnen Christi Geist „mit Gründen der heiligen Schrift," und die Nothwendigkeit der Auffassung dieses Geistes, welche wir als die treue beschwören, „mit Gründen der Vernunft," wie sie in der heiligen Schrift selbst, ja in Christi eignen Worten und Werken sich andeuten, und wir beweisen ihnen wider Zweifel und Schwert, daß Kirche und Leben bergab gehen, wenn sie nicht ihr vernunftgemäßer Geist nach der Höhe weis't: so werden Luther und Melanthon uns nicht Irrlehrer heißen, sondern für Lehrer des Geistes Christi achten.

Also ist der Geist Christi das Princip der Wahrheitserkenntniß der Reformatoren. Dieses Princip leitete sie auch auf ihre Grundlehre, die Rechtfertigung aus dem Glauben. Denn der **Geist Christi** brachte ihr Gewissen in Aufruhr gegen das Ungeheuer der priesterlichen Werkheiligkeit und wies

sie auf die Zeugnisse der heil. Schrift, mittelst welcher sie es sieghaft bekämpften.

Auf diesem Princip ruht also die Auslegung des Worts Gottes in der Kirche — zumal des 19. Jahrhunderts, und ist die Auslegung dieses Princips bewußt, so ist sie die dem Verstande klare, der Vernunft wahre, im Herzen kräftige, im Leben fruchtbare, wie die Auslegung der zehn Gebote und des Vaterunsers im großen Katechismus: — wo nicht, so erlöst Gottes Wort uns nicht von Finsterniß und Lüge, Ohnmacht und Eigensucht, und stammt aus unsrer Willkür und nicht aus Christi Geiste.

Nach diesem Princip redet also auch die auslegende Kirche, und redet also an den heiligsten Tagen des Kirchenjahrs von dem gottgebornen, gottversöhnenden, durch Gott auferstandnen und von Gott besiegelten Erlöser im Geiste Christi, und an den heiligen Tagen des Kirchenjahrs von dem, Menschen zu wahren Menschen schaffenden, sie zu Gott auferweckenden und mit dem Geiste Gottes besiegelnden Erlöser im Geiste Christi, und redet also in demselben Geiste auch von allen Berufsarten des Menschen auf Erden und von jedem Beruf insbesondre, — denn in seinem Beruf, und nicht bloß zu Hause offenbart sich der Mensch als wahren Menschen, — redet also auch an einem Tage vom Fürstenberuf, am andern Tage vom Bürgerberuf, ebenso vom Arbeiterberuf, vom geistigen und leiblichen, von jedem in seinen Abstufungen, und von jeder Abstufung insbesondre, und verkündet an jedem Tage und jedem Ort insbesondre, wie Christus uns in unserm Beruf zu wahren Menschen schafft, zu Gott auferweckt und mit dem Geiste Gottes besiegelt: auf daß nicht bloß unsre Festtage und Sontage uns heilige Tage seyen, sondern auch unsre Werktage uns heilige Tage werden.

§. 30.

So vollendet die Kirche das Werk der Schule und wirkt ein Größeres auf Haupt und Glieder des Staats, als Tem-

pel und Moskee, — und verkündet „den Gefangenen des Landes Befreiung, den Blinden Gesicht, den Verwundeten Heilung, Allen ein neues Gnadenjahr vom Herrn, da wo vor Allen das Haupt des Staats in Christi Geist erzogen wird. Denn das geistige Gut des Fürsten wird zum materiellen Gut des Volks.

Die christliche Fürstenerziehung

ist eine reichere Goldgrube für uns, als die Minen von Brasilien oder Kalifornien für Amerika. Denn sie bleibt nicht beim Fürsten, sondern hier gilt millionenfältig: wie der Herr, so der Diener, schon im kleinen Lande, z. B. in Anhalt-Dessau unter seinem Franz, den selbst Napoleon wie einen Gott auf Erden achtete, oder in Sachsen-Weimar unter Karl August, den nicht bloß Humboldt als einen Geist christlicher Selbstverläugnung ehrte; und hätte der französische Despot solcher thatchristlicher Fürsten mehre damals unter uns gesehen, so konnten wir mit ihm auf besserm Fuße stehen.

Die christliche Fürstenerziehung ist aber nicht da, wo der Erzieher dem Prinzen christliche Worte vom Fürsten ohne christliche Auslegung vorsagt, wie einst Wöllner und seines Gleichen ihrem Kronprinzen, z. B. die Worte: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist: — dann kommt oft ein französischer Karl oder falscher Ludwig heraus statt eines Deutschen Franz und ehrlichen Karl August: — noch auch da, wo er sie ihm ganz ohne Auslegung oder gar nicht vorsagt: — dann sehen wir nicht selten als Ergebniß ein Fürstenherz, das in der Religion meint nur ehrlich, in der Politik aber zu Zeiten auch einmal falsch seyn zu dürfen. Sondern der christliche Fürstenerzieher des 19. Jahrhunderts legt dem Prinzen die Reden Christi vom Fürsten in Christi Geiste, im Zusammenhange seiner religiös-sittlichen Grundsätze aus, und nicht bloß im Religionsunterricht, sondern auch im Geschichtsunterricht, da wo er ihn den Charakter des heidnischen, jüdischen, mohammeda-

nischen Fürsten lehrt, und beschwört ihn täglich, daran den christlichen Fürsten sein Lebelang zu behalten, mit des Reformators oder des Königs Worten, welche ausführen, was Christus andeutet. Christus deutet an, der Fürst soll sein Volk als seinen Nächsten wissen: Luther führt aus, er „soll es nicht schinden noch schaben, nicht Hochmuth noch Luxus treiben, Recht, Treue, Wahrheit bei sich finden lassen, und aufmerken, wie hoch noth uns das thut, da seit Weltbeginn ein frommer und kluger Fürst ein so seltner Vogel ist.“ Oder Christus deutet an, der Fürst nur über dem Volk oder wider das Volk ist ein falscher oder pharisäischer Fürst: Friedrich der Große führt aus, der Fürst soll nicht absoluter Herr des Volks, sondern der erste Diener des Staats seyn, und schreibt einem andern Fürsten, dem Prinzen Eugen von Würtemberg, das Land sey nicht für ihn, sondern er für das Land und nicht für ihn selbst, sondern für das Volk habe die Vorsehung ihn geboren werden lassen. Oder Christus weis't auf den Strom des Unglücks, den die falschen Fürsten, die Pharisäer, über das Volk brachten: Friedrich der Große aber sagt, Blitz und Gift, Pest und Seuche seyen nicht so verderblich wie die schlechte Moral der Fürsten. Und ein schweres Gewissen bildet der Erzieher im Prinzen wider die römischen oder florentinischen Juristen, welche Gerechtigkeit, übe man sie um ihrer selbst willen, für Thorheit erklären und das Princip des Nutzens für Weisheit, oder wider die heidnischen Fürsten, welche christliche heißen und „nimm was du kannst,“ und „theile und herrsche“ im Programm haben, wie zur Zeit des 30jährigen Krieges oder des Rheinbundes. — Zu geschichtlichen Beispielen wählt der christliche Fürstenerzieher sowohl lichte und dunkle, als gemischte Charaktere mit ihrem Aufzuge und Niedergange unter den Völkern; warnt vor der Nachtseite, aber auch vor dem dämmernden oder halben Wesen; die lichten Charaktere bleiben sein Compaß, wie der Großherzog, „welcher immer zuerst an das Glück seines Landes, und zuletzt auch an sich selbst dachte“ — „größer als seine Umgebung“ — also mit

Recht der Großherzog — „war" — „den Pietismus und seinen Bund mit dem Absolutismus floh und die freiere Geistesrichtung" suchte — „fremde Einflüsterung abwies" — „das zweideutig gemachte Verdienst nicht zurückstellte" — „die empfohlene Mittelmäßigkeit nicht in Schutz nahm:" — ein andrer also auch darin, als der kaiserliche Herr des vom Neide gebleichten Fürsten Tschernitschew, der am eignen Glück und Schein nicht genug hatte, sondern das Verderben des Musterfeldherrn Neidhart noch dazu wünschte und verschuldete (s. Wegele Karl August v. Sachsen-Weimar, 1850.).

Genug, der Erzieher in Christo findet seinen Prinzen nicht mit Worten und Versicherungen ab, sondern bietet ihm Erfahrungen und Begriffe, damit er den christlichen Staat als den freigewordnen Staat, die christliche Religion als die freimachende Religion behalte, und nicht seine Kinder und Enkel, sondern sein Volk als sein Allernächstes wisse, — Offenheit und Oeffentlichkeit in den Staatshandlungen unter dem vertrauenden Volke voranstelle, — und Schule und Kirche des Volks, die offensten und öffentlichsten Institute, dynastischen Interessen nicht nachstelle. Denn die Verdunkelung der Schule und Kirche wäre heutzutage die Niederschlagung der Krone des Fürsten und die Abstreifung der Blüthe des Volks, wie Wöllner und Polignac im voraus bewiesen haben. Dunkle Kirche, dunkler Staat: helle Kirche, heller Staat. Das geht durch die Geschichte. Päpste oder Stuarts, Ludwig XI. oder Karl X., Friedrich Wilhelm II. oder welche Fürsten wir wollen, der Beispiele sind viele; die Gegentheile sind ebenso bekannt.

§. 31.

Doch steigen wir langsam zur Höhe. Die Idee ist uns zwar licht, die Wirklichkeit Dämmerung. Aber lichter wird auch die Wirklichkeit, der Staat in der Erscheinung, je verbreiteter das Licht der Idee im Geist ist, je vollzähliger wir an-

schauen, vom Fürstenerzieher bis zum Landschullehrer, und vom Verkünder des Worts Gottes am Throne bis zu seines Gleichen am Webestuhle, was Geist des Christenthums ist. In solchem Anschauen liegt der Untergang des unfreien Staats, den der Unverstand auf die freimachende Religion gründet und der Aufgang des freien Staats, den der Leichtsinn von derselben Religion emancipirt, dessen Bild wir aber sahen und nach dessen Wirklichkeit wir mit glühendem und schmerzvollem Sehnen in Gebet und Arbeit ringen. Denn solches Anschauen wird in der Stunde, da wir mit offnem Munde und Arme im Volke stehen, eine Erndte für die öffentliche Meinung, denn diese verschmäht nicht einen Geist im Christenthum, welcher ihr Rosen zwischen den Disteln und Auen in der Wüste zeigt.

Die öffentliche Meinung ehrt der christlich erzogne Fürst, und der nicht so erzogne gibt ihr nach und bleibt sich treu, bleibt sie sich selbst treu. Das bleibt sie, ist sie durch Christi Geist gehoben. Dann platzen Regen, Ströme fluthen, Stürme stürzen, sie ist nicht auf den Sand gebaut. Sie bleibt die stetige Flamme des Leuchtthurms, deren rettender Schimmer endlich auch den unfreien Fürsten auf den Weg der Wahrheit leitet. Der Ruf der Partei verstummt, die Stimme des Volks tönt fort, wie zu Karl des Fünften Zeit, oder das Volk ist selbst nur Partei, wie zur Rheinbundszeit u. s. w. Des Volks Stimme, welches Volk ist, ist Gottes Stimme, und Gottes Stimme schweigt nicht. Der Geist des Christenthums macht auch das Volk zum Volk, völliger als der Geist des Germanenthums, die Millionen zu Einem Mann. Denn jener ist der Geist des Gemeinsinns aus Religion, dieser aus Patriotismus, und dieser ist schon in jener, jene noch nicht in diesem.

Hoch gerühmt ist daher zwar von Alters her das germanische, aber das vollkommenste ist

das christliche Staatsprincip.

§. 32.

Es erhebt sich über das germanische, wie dieses über das griechische — und dieses über das orientalische hervorragt.

Das christliche und das orientalische Staatsprincip sind einander entgegengesetzt, und müssen es seyn. Denn Christus ist Christus. Er hat die sinnlichen Anschauungen des Orients oder Occidents von Gott im Himmel und Gottes Statthalter auf Erden vergeistigt, uns vom Gott außer uns zum Gott in uns erhoben, dadurch aber die Gottesstatthalterschaften auf Erden aufgehoben (§. 9.).

Das christliche Staatsprincip — und dieses ist das Ergebniß aus Allem in Einem — ist die wahre Idee der Freiheit und Gerechtigkeit in den Gesetzen und Rechten des Staats auf dem Grunde der Liebe. Der Wille des Fürsten und des Volks ist einig, der eine im andern und durch den andern: die Liebe des Fürsten zum Volk und des Bürgers zum Bürger ist nicht getheilt, sondern sie ist die Liebe des eignen Selbst im Andern, nach dem Muster der Liebe Gottes zu seinem Ebenbilde, dem Menschen. Die Religion aus dem Staat weisen, heißt Gott aus der Welt weisen.

Das orientalische Staatsprincip ist die unwahre materielle Unterwerfung unter den Herrscher, dessen Wille die Stelle der Gesetze und Rechte vertritt. Der Wille des Herrschers und des Volks ist nicht einig, sondern einerlei: der Herrscher allein hat ein Wollen, das Volk allein hat ein Müssen; Er ist für sich Alles, das Volk ist für sich nichts; Er steht zwischen Himmel und Erde, das Volk liegt an der Erde, vom Meere Japan's bis zur Straße der Dardanellen u. s. w. Er nennt sich Gesetz des Himmels, Gerechtigkeit für Alle, leuchtenden Stern u. s. w. Haben Persische oder Türkische Sultane zu Zeiten einen menschlichern Sinn, so haben

sie ihn nicht durch ihre morgenländische Religion, sondern durch die Berührung mit der christlichen; und folgt der „christliche" Zar oder sein Regiment dem orientalischen Staatsprincip, so ist durch seinen Namen sein Princip nicht geheiligt, wenn er es in Leben und Praxis auch mildert.

Das griechische Staatsprincip ist nicht gegensätzlich zum christlichen, nur von ihm verschieden. Denn es ist die Idee der Freiheit und Gerechtigkeit in den Gesetzen und Rechten des Staats auf dem Grunde der Macht: die Macht oder Selbstständigkeit des Staats neben andern Staaten ist der Grund der Freiheit der Bürger und der Gerechtigkeit der Regierer. Damit verträgt sich noch die Sclaverei. Denn solche ist allüberall und die Hausmacht und nicht die Wehrmacht der Herren. Der Staat ist nicht des Volks, das Volk ist des Staats wegen: eine Umkehrung des Mittels zum Endzweck (s. z. B. **Brouwer histoire de la civilisat. des Grecs III.** Levita „die Volksvertretung" im Anf.).

Das germanische Staatsprincip ist dem christlichen das nächste. Denn es ist die Idee der Freiheit und Gerechtigkeit in den Gesetzen und Rechten des Staats auf dem Grunde der Menschenwürde (s. z. B. Eichhorn's Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte Th. 1.). Damit verträgt sich nicht mehr die Sclaverei, und damit einigt sich nur gleichfreier Grundbesitz, Antheil an der Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten wie an der Wahl der Häupter der Mannien; auch die Leibeignen der Germanen waren schon eine Abweichung vom Princip. Daher waren die Germanen so empfänglich für das Christenthum. In ihm fanden sie ihre eignen Grundideen wieder, die Ideen der Treue, der Ordnung, des sittlichen Rechts; ein staatliches Recht ohne oder wider das sittliche war wider das germanische Gewissen.

Dennoch bleibt das christliche Staatsprincip auch über das

germanische erhaben. Das christliche beseelt Fürsten und Völker nicht bloß mit patriotischer Zuneigung, wie das germanische, sondern mit religiöser Liebe zu einander, lehrt uns die Fürsten, welche zugleich Vorderste im Geiste sind, als die gottgegebnen Führer der Völker, und die Völker als die gottgeheiligten Kleinode der Fürsten betrachten, und die wahren Rechte und Gesetze des Staats als die Ordnung eines Gewissens erkennen, in welchem und nicht bloß über welchem Gott ist. „Die Liebe aber treibt die Furcht aus.“ Daher kann nicht ein germanisches, wohl aber das christliche Staatsprincip die Befreiung der Sclavenstaaten fortsetzen, und Herren und Unterthanen über das orientalische Staatsprincip erheben, nachdem die christliche Religion sie über den orientalischen Gottesdienst erhoben hat.

II.

Das Christenthum lehrt vom Staat.

1. Das Christenthum lehrt vom Staat, was es im Staat wirkt.

§. 33.

Das Wirken des Christenthums ist auch ein Lehren, — daß Das seyn soll, was das Christenthum wirkt. Das Christenthum lehrt uns also die Freiheit, den rechten Bürger, den vollkommnen Staat und das vollkommne Princip des Staats u. s. f.

2. Das Christenthum wirkt im Staat, was es vom Staat lehrt.

Das Lehren des Christenthums wird auch ein Wirken, — dadurch daß wir nach dem Lehren handeln und es im Leben verwirklichen. Das Christenthum lehrt uns dann das sittliche Recht im staatlichen Recht, die sittliche Treue in der bürgerlichen Treue, Obrigkeit und Unterthan nach Ursprung und

Ordnung, Rechten und Pflichten u. s. w., überhaupt aber das Leben im Staat in seiner Einheit mit dem Leben im Bewußtseyn. Wir erwägen zunächst Christi Grundsätze der Gerechtigkeit und Sprüche von der Obrigkeit.

Erstens, Christi Grundsätze der Gerechtigkeit.

In Mt. 23. sammelt uns Christus unter Einem Blick, was wir in vier Evangelien nach einander sehen. „Wer sich erhöhet — spricht er zu den geistlichen Fürsten der Juden — wird erniedrigt," „ihr sollt euch nicht für gerecht erklären vor den Menschen, denn Gott kennt eure Herzen," „wehe euch, wenn ihr schwere Lasten auf die Schultern der Menschen ladet und sie selbst mit eurem Finger nicht anrühren wollet," „wenn ihr nach den ersten Plätzen beim Gelage, ersten Kathedern in der Schule und Titeln auf dem Markte jaget," „jedes Gras und Kraut verzehntet," „und Treu und Glauben, Recht und Gerechtigkeit vorbeilasset" u. s. w.: — Grundsätze, welche mit ihren Folge- und Gegensätzen ein Spiegelbild des grünsten und gestaltvollsten Lebens geben — vor Allen den Häuptern und Männern, Gesetzgebern und Gesetzvollstreckern der Staaten, von welchen „das Meiste gefordert wird, weil ihnen das Meiste gegeben ist," und welche vor Allen „von jedem unnützen Worte Gott sollen Rechenschaft geben am Tage des Gerichts."

Auf diese Grundsätze Christi insbesondre weisen die Blätter **„The Politics of the New Testament, London 1845;"** der Verf. versichert aber mehr als er beweist, und sieht nicht bloß die antihierarchische Richtung, sondern auch einen demokratischen Geist im Christenthum. Er übersieht dabei schon die Sprüche Christi von der Obrigkeit u. s. w.

Fürsten, welche nach den erhobnen Grundsätzen Christi handeln, machen uns am wenigsten die Demokratie wünschenswerth. Seltne Vögel, sagt zwar Luther, sind solche. Aber wunderbar dringen auch die Töne des Motmot oder Tukano der neuen Welt in unser Ohr. Wie viel mehr die Herzschläge

des christlichen Fürsten. Ein christliches Fürstenherz redet statt aller. Luise von Preußen spricht Worte der Erniedrigung zur Frau eines Vaterlandsvertheidigers und zur Versammlung der Gleichen; — die Frau schämt sich ihrer bürgerlichen Geburt und antwortet auf die Frage der Königin, was für eine Geborne sie sey: sie sey gar keine Geborne; — gibt unter zweien, Gehör wünschenden Personen erst dem Handwerker, und darauf dem Grafen Gehör; — der Handwerker hat wenigere, der Graf reichlichere Zeit zum Warten; — zeigt dem Adel und Volk das Beispiel der wahren Werthachtung des Rangs und der Würde, indem sie durch sie Grundsätze zu Ehren bringt, welche ohne sie die Rangsüchtigen für nichts achten; — erleichtert die Lasten des Volks durch Mäßigung des Luxus mittelst ihres erhabnen Beispiels; — handelt überall offen und wahr, gerecht und treu nach des Deutschen Konrads Spruch: des Kaisers Wort ein unverbrüchlich Wort; — nennt Napoleon einen nur politischen Gewalthaber, Verächter der ewigen Gesetze und Mann nach den Umständen; vermißt die *sittliche* Weltordnung in der Herrschaft der Gewalt und weiß, daß sie deßhalb nicht Bestand hat; findet aber auch den temporären Untergang Preußens dadurch verschuldet, daß es auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen einschlief, mit der Zeit nicht fortschritt und von der Zeit überflügelt wurde (s. Eylerts Leben Friedrich Wilhelms des Dritten Th. 2., und „die Königin Luise v. Preußen, Berl." 1849.). Nur die christliche Fürstin kann so denken und reden, und ihr beglückender Einfluß auf den Staat ist mittelbar größer, als die unmittelbare Einwirkung des Fürsten, welcher nur politisch oder stoisch, legal oder staatsrechtlich gesinnt ist. —

Zweitens, Christi Sprüche von der Obrigkeit.

§. 34.

Zu den Grundsätzen der Gerechtigkeit kommen Sprüche von der Obrigkeit, von ihrem Ursprunge (Joh. 19, 11. vrgl.

10, 34. Röm. 13, 1.) und ihrer Geltung (Mt. 20, 25.), ihren Rechten und Pflichten (Mt. 22, 21.). Sie stammt „von oben," gilt also nicht durch sich selbst; — wir sollen „dem Kaiser geben, was dem Kaiser gebührt," nicht also, was er beliebig von uns verlangt; denn wir sollen auch „Gott geben, was Gott gebührt:" der Kaiser ist durch Gott und unter Gott (a. O.), wie jeder Stand und Mensch nach Natur und Geist; also sollen wir dem Kaiser geben, was er in Einheit mit Gott will, nicht aber, was er wider Gott will; denn darin fällt er aus seinem Stande unter Gott: in Einheit mit Gott will der Kaiser, was er nicht wider das Volk will, welches durch den Mund der Weisen spricht. Denn diese sind das Volk, der wahre Israel, als Dollmetscher seines Geistes, und diese wollen nicht einen persönlichen Selbstzweck, sondern den allgemeinen Volkszweck, das Leben des Volks in seiner leiblichen und geistigen Vollkommenheit. Und wie sie gefunden werden, wissen wir (§. 17, 4.).

Die Juden verstanden zwar, sie sollten ohne Weiteres dem Kaiser geben, was der Kaiser verlangte. Aber auch unter dem Verlangten verstanden selbst die Juden nur Das, was er als das damals Bekannte verlangte, nicht Das, was ihm künftig als ein Unerhörtes gegen Gesetz und Propheten belieben möchte. Denn „gebt Gott, was Gottes ist," hörten auch sie aus Christi Munde, und nur der tödtende Buchstabe verleitet, da den Absolutismus zu gründen, wo der lebendig machende Geist ihn entwurzelte. Dieser ordnet den Kaiser mit unter das Gebot: „gebt Gott, was Gottes ist," und hält auch ihm in diesem Gebot Christi die Summe seiner Pflichten vor, und lehrt uns, daß der Kaiser nicht mehr in Dem der Kaiser ist, was er gegen seinen Kaiserberuf und seine Verantwortlichkeit vor Gott gebietet: wie so viele slavische oder wälsche Fürsten den Vater der Lüge zu ihrem Herrgott hatten und mit Ludwig XIV. und seinem Adel und Priesterthum verlangten, das Volk sollte ihretwegen seyn, ihre Herrschsucht und Lustsucht zu sättigen,

und nicht bloß wider der Menschen Gewissen, sondern auch wider Gottes Gesetze handelten, indem sie das Gesetz befolgten: **rex legibus solutus.**

Nicht in Christi Geist formulirte daher auch einst der korsische Despot und nach ihm der russische Padischah einen Kaiserkatechismus, einen **catéchisme à l'usage de la jeunesse etc.**, und Katechismus des Cultus des Kaisers, letztern sogar noch im J. 1834, und lehrte darin die Kinder einen „leidenden und unbegrenzten Gehorsam" gegen den „Stellvertreter Gottes." Ja formulirt werden konnte dergleichen selbst nur dort, wo die Kirche zur Zeit entweder wider den Geist oder ohne den Geist Christi war, und nimmer hier, wo uns neue Organe Gottes erstanden, welche uns in diesem Geiste das Wort Gottes auslegen lehrten.

Welch eine ganz andre Anschauung haben Luther und Melanthon — um die mildeste Form zu wählen — vom Unterschiede des Menschen von Gott auch in der Einheit mit ihm, als daß sie Menschen eine solche Gottesstatthalterschaft anvertrauen könnten, wie hier Menschen sich zueignen. Ja Luther heißt geradezu den Widerstand gegen den Kaiser gut, wenn er den Glauben binden oder lösen will, weil man „ein geistlich Ding mit keinem Eisen hauen, noch Feuer verbrennen noch im Wasser ertränken kann;" und Melanthon findet schon in den zehn Geboten das ganze Recht und Gesetz des Staats; wonach denn auch der Kaiser Gott nicht gibt, was Gott gebührt, wenn er ihm Das nicht gibt, was ihm nach den zehn Geboten gebührt, — vollends der Kaiser, der einen blasphemischen Kaiserkatechismus einführt.

Eine Wahrheit für die Völker haben aber auch Christi Sprüche von der Obrigkeit, denn er ist ihr Erlöser — auch von der Unwahrheit in ihren Vorstellungen von der Obrigkeit; denn was Volk und nicht bloß Horde ist, hat eine Obrigkeit, ja selbst jede Horde und nicht bloß die goldne Horde der

Kirgisen hat schon einen Schatten einer solchen. Die ausgelegte Wahrheit der Christussprüche liegt aber tief im Bewußtseyn der Völker, und tritt desto höher in ihm hervor, je stärker der Geist Christi es aufregt. Das sehen wir an uns Deutschen seit der Reformation der Kirche. Richtig sind daher auch hier

die Bedenken gegen die völkerumfassende Auslegung der Sprüche Christi.

§. 35.

Sie entspringen aus einer traurigen Ansicht vom Christenthum. Sie fühlt nicht den Athem der lebensheitern. Deßhalb versagt sie dem Christenthum den Einfluß auf die Gesetze und Rechte des Staats. In den manchfachsten Formen und immer auf's neue heißt es: „die Idealität des Christenthums ist gegen die Realität des Lebens, Gottes Allmacht in ihm gegen Gottes Naturgesetz auf Erden, Christi Moral ein Krieg gegen Alles, was in unsern socialen und humanen Verhältnissen natürlich und nothwendig ist u. s. f.; Christus spricht, „mein Reich ist nicht von dieser Welt; — willst du ihm angehören, so verkauf was du hast und gib es den Armen; — wende dem auch die linke Wange hin, welcher dich auf die rechte schlug; — laß die Todten die Todten begraben und folge mir nach“ u. s. w.

Aber „nicht von dieser Welt“ bedeutet: nicht von der Welt der Juden, welche wider das Reich sind, und jeder ihr ähnlichen Welt (Lc. 17, 20 ff.); — Christi Sorge für die Armen drückt unsre socialen Verhältnisse nicht nieder, sondern hilft ihnen auf; — auch die linke Wange hinwenden, heißt: die volle Gesinnung zum Gottesfrieden im Menschenleben offenbaren (Mt. 5, 45. vrgl. Joh. 18, 23.); — die Todten die Todten begraben lassen und Christo nachfolgen, sagt: bei der Wahl in der Zeitnoth, zwischen Todte begraben und Christo nachfolgen, die Nachfolge wählen und das Begraben den für die Nachfolge noch Todten überlassen

(vrgl. Joh. 12, 7 f.). U. s. w. — Ja Alles schlägt zusammen zum Beweise,

Christi Richtung auf das wirkliche Leben

ist die Grundrichtung seines Geistes und läßt die Weisesten unter den Weisen hinter sich — Griechen oder Juden, Parsen oder Inder. Das Ideale, der Himmel, ist Christo das Obere, aber nicht das Alleinige, und das Reale, die Erde, ist ihm das Niedere, aber nicht das vom Oberen Getrennte. Wir überzeugen uns.

Christus will das Gesetz nicht aufheben, sondern vollenden (Mt. 5, 17.), es soll also auch im Staat bleiben, aber nicht in jüdischer Begrenzung, sondern in überjüdischer Erweiterung (V. 20 ff.), denn aus dem untergehenden Staat der Juden soll das Reich der Christen aufgehen, dieses aber nicht ein Ormuzdreich oder Engelreich im Himmel seyn, sondern eine Kirche Christi auf Erden werden, welche ohne Staat so unmöglich ist, wie ein Fruchtbaum ohne Fruchtboden. Und wie Christus die Steuer im Staat bezahlt (Mt. 27, 24—27.), so schwört er auch den Eid in der Kirche (Mt. 26, 63 f.), und richtet uns auf den Sinn, mit welchem die eine soll verlangt und bezahlt — und der andre aufgelegt und geschworen werden (Mt. 23, 16—22. und V. 23.), weissagt uns aber nicht ein Ende des Staats mit dem jüdischen Staat, so wenig wie der Kirche mit der jüdischen Kirche (Mt. 24.).

Ebenso verhält es sich mit Ehe und Familie. Auch sie behält Christus als Gottes Ordnung, und er verwirft die Satzung der falschen Fürsten, der Pharisäer, welche das Band der Ehe lockern und den Segen der Familie verkümmern (Mt. 19, 1—9.); und nur, wer unmittelbar für das Himmelreich auf Erden, da wo es Gewalt leidet, Weib und Kind und Haus und Hof zu verpfänden Ruf und Muth hat, soll auf Braut und Brautgemach verzichten (V. 10—12.). Nicht zurückbleiben soll darum die Familienliebe (Joh. 19, 26—27.),

sondern fortschreiten, und der Gottesliebe sich unterordnen (Mt. 12, 46—50.). Und auch die Freundesliebe soll zunehmen, aber auch sie nicht dem Selbstzweck, sondern dem Berufszweck der Freunde dienen, welcher von Gottes Zweck nicht verschieden ist (Lc. 16, 9.). Denn „äonische Hütten" (a. D.) sind beseligende Dienste und Kräfte für die wahre Religion (Joh. 14, 1 ff.) und durch sie für das wirkliche Leben (Mt. 5, 13—16.).

Das wirkliche Leben weiß Christus als das Fruchtfeld der wahren Religion, vom ersten Ruf am Jordan bis zum letzten Hauch am Kreuze. Das wirkliche Leben verderben, heißt daher, der wahren Religion das Feld verderben. Daher pflegt Christus auch unser wirkliches Leben, lehrt uns beten: unser zureichend Brot gib uns heute, speis't die Hungrigen und tränkt die Durstigen, damit sie auch „Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit haben," und thut auch damit den jüdischen Messias von sich, daß er sich den Namen des Essers und Trinkers gefallen läßt (Mt. 11, 19.). Ja Hungrige speisen und Kranke heilen, Eigenthum retten und Menschen wohlthun, steht ihm höher als Gebete sprechen und Gebräuche üben, ist ihm gottwertheres Opfer als Fest- und Sabbathsopfer (Mt. 12, 1—14.).

§. 36.

Auch hier also sehen wir Christi Geist in seinen Grundsätzen des Lebens, und wir begehen ein Unrecht an Christo, läugnen wir allen Beweisen zum Trotz den überjüdischen Sinn seiner Reden von Machtthaten, welche im jüdischen Sinn unser wirkliches Leben umstürzen, — der Reden von Parusie und Gericht, Hölle und Reich. Und schon vor diesen Grundsätzen bewiesen wir den überjüdischen Sinn (§. 7.). So vielseitig ist der Beweis.

Nach allseitigem Beweise — aus parabolischer und nichtparabolischer, bildlicher und unbildlicher Rede — wissen wir, so gewiß wie unser Leben, Christi Parusie erfolgt nicht in

Einer Zeit und an Einem Ort, um unser wirkliches Leben umzustürzen, wie die jüdische Messiasparusie, sondern in allen Zeiten und Orten, um unser wirkliches Leben aufzubauen. — Ja die Parusie ist überall da, wo durch Christum die wahre Religion ist (Joh. 4, 23 f.), welche das wirkliche Leben zu seiner Vollkommenheit erhebt.

Daher gelten auch Christi Grundsätze der Gerechtigkeit und Sprüche von der Obrigkeit (§. 33. 34.) *nicht bis zu einer Parusie* in *Einer* Zeit und an *Einem* Ort, welche Christus nicht erwartet, sondern *für die Parusie in allen* Zeiten und Orten, welche er allein erwartet, — damit sie diese Parusie den Jüngern näher bringen und sie aufrufen, das diese Verzögernde wachsam und mannhaft wegzuräumen und in sich das Licht- und Unschuldsleben des Ursprungs zu erneuern.

Dieser Parusiebegriff Christi vollende sich in uns nach den Grundzügen (§. 7, 3.), wenn nicht in der Entwickelung (im Rel. Gl. der Apostel B. 2., in der Ausleg. des Ev. Johannes' u. a.). Dann weicht auch für immer der Wahn, Christus *dulde Staat und Obrigkeit nur noch*, — nämlich bis zur Parusie, um den *Ruf des Aufrührers* und die Verfolgung zu meiden. Nur im jüdischen Parusieglauben, hätte ihn Christus, könnte er bloß sie noch dulden: nur dieser verlangt ihren Untergang bei der Parusie. Den Ruf des Aufrührers meidet aber Christus, weil er kein Aufrührer ist. Er rügt das Verkehrte, das durch das Leben schreitet. Er rügt auch das nur verkehrte geistliche Fürstenthum der Feinde des Kaisers, der Pharisäer, und weihet dieses dem Untergange durch Gottes Strafgericht. Er würde auch das weltliche Fürstenthum des Kaisers rügen, wäre es nur verkehrt. Denn ihm gegenüber ist er oft genug, vor und in seinem Verhör. Aber er spricht nur *darüber*, nicht *dawider*, und hier gibt: „wer nicht wider uns ist, ist für uns.“ Zwar spricht Christus auch nicht wider die Sclaverei, und ist

doch nicht für sie. Aber Sclaverei und Despotie ist wider Christi Geist (§. 19 ff.); denn eine christliche Sclaverei und Despotie ist ein Druck, der nicht drückend — und eine Härte, die nicht hart ist. Das Fürstenthum ist in Christi Geist. Denn das christliche Fürstenthum ist strenge, ohne hart — und milde, ohne weich zu seyn. Obenein spricht Christus auch für das Fürstenthum. Denn er leitet es „von oben" her und ermahnt, ihm zu geben, was ihm gebührt.

„Christi Worte sind Geist und Leben." Pharisäer verstehen sie nicht, das Volk faßt sie noch nicht, die Apostel legen sie mehr und mehr aus im Geiste, der lebendig macht, spricht Christus. Die Apostel aber sind in Christi Sinn nicht bloß die gezählten zwölf Apostel, — einer der zwölf blieb ja ohnehin nicht Apostel, — sondern die zählbaren Apostel und die ungezählten Apostelähnlichen aller Zeiten und Völker. Daher spricht Christus zwar: „seine Apostel sollen auf zwölf Thronen sitzen und richten die zwölf Stämme Israels:" aber Christus denkt an mehre als zwölf Throne und zwölf Stämme. Seine Worte sind kurz, seine Gedanken weit. Christus schaut in seinem Reich geistige und leibliche Throne, gegenwärtige und künftige Apostel, Apostel in der Kirche und außer der Kirche, alle, die in seinem Geist auf Erden regieren, alle, die mit höherer Macht und reicherm Erfolge Gottes durch Christum wirken.

Dieser Gedanke Christi ist wahr: wir erkennen ihn aus dem Begriffe des Menschheitserlösers, den dieser selbst in uns bewußt macht und erfüllt; — derselbe Gedanke ist auch wirklich: wir sehen ihn in Christi Geiste beim Reden obiger Worte, und wir bewiesen ihn als den nothwendigen exegetisch und historisch im Buche vom Fürsten.

§. 37.

Christi Gedanke wird für uns ein Denken: Staat und Kirche in und außer Israel, Alles soll Christi werden, damit

Alles durch Christum das Rechte werde (s. Mt. 12, 42. und die Auslegung im Buche vom Fürsten, Lc. 10, 24. Mt. 28, 20.). Und unser Denken wird ein Forschen: Staat und Kirche auch unter uns, Alles soll durch Christum erkannt werden, damit wir nach dem Erkennen das Rechte thun. Denn „in Christo und im Bezug auf Christum ist Alles geschaffen, Throne, Herrschaften, Mächte, Gewalten" u. s. w., spricht Paulus (s. Kol. 1, 16. und die Auslegung a. O.).

Die Grundlage der Erkenntniß des christlichen Staats aber sahen wir (§. 27 f.), und den Aufbau erleben wir; denn das Gefühl, daß unser ganzes jetziges häusliches und öffentliches Leben auf dem Christenthum beruht, ist schon in Staatsmännern und Geschichtschreibern aufgelebt (§. 12.). Und jedes bleibende Institut des Staats insbesondere, und alle sinnigen Zeichen seiner Häupter und Bürger überhaupt würdigen wir dann also durch Christum, daß wir sie nicht wie Belastete wegwünschen, sondern wie Erleichterte an uns ziehen. Wir würdigten auch bereits Institute des Staats zu solchem Erfolge, oder ihr Werth ergab sich uns aus den Begriffen, welche wir bewiesen (§. 16—17. 26—29.). Und Zeichen der Häupter und Bürger des Staats, und zwar die bedeutsamen Ehrennamen beider, beleuchten wir sogleich noch, um selbst am scheinbar Kleinsten zu sehen, was dann vollends vom offenbar Größten gilt, — nämlich daß der auslegende Geist Christi in alle, auch die vermeintlich entferntesten Erscheinungen dringt. Wir besinnen uns auf das Erste,

die Würdigung der Ehrennamen des Fürsten im Geiste Christi,

und wir verstehen sogleich das Wort „Wir" in der Rede des Fürsten; denn wir wissen, der Fürst sagt „Wir gebieten" u. dgl. nicht über oder außer dem Volke, sondern im Volke und durch das Volk, als die geeinte Macht des Volks; das Volk gebietet also sich selbst im Fürsten, das im Fürsten geeinte dem außer ihm zerstreuten Volke: denn dieser Grund des Wir liegt im Begriff der christlichen Bruderliebe, welche

eine andere ist, als die pythagoräische oder mosaische Nächstenliebe (§. 25.), und außer welcher der Fürst dem Volke nichts schuldig ist: —

oder das Wort: „Unser kaiserlicher Wille ist" u. s.; denn wir wissen, nicht als mächtiger einzelner Herr spricht er so zu uns, nicht wie ein Grundherr zu seinen Leibeignen: — das wäre das unchristliche Verhältniß, wie es Haller unterschob: — vielmehr als wahrer Gesammtherr, als der von der Gesammtheit gewollte Anführer und Heerführer: —

oder das Wort: „Wir von Gottes Gnaden;" denn wir wissen, als christlicher Fürst spricht er dieses zumal in Gottes Bewußtseyn und nicht aus Selbstgefühl, aufgeklärt durch die allgemeine Religion und unverdunkelt durch Priestersatzung, daher in sich versichert, daß sein Fürstenberuf nicht aus sich selbst, noch aus dem Recht der Natur oder der Gewalt stammt, sondern von Gott, nach dem Willen des Geistes und der Weisheit ist, und daß er deßhalb die Gnade Gottes gegen Fürsten und Volk ist, da wo der Fürst das Recht, die Liebe und die Treue bewahrt, dagegen die Ungnade Gottes wird, da wo er Lasten dem Volk aufwälzt und mit dem eignen Finger sie nicht anrühren will (Mt. 23, 23. 4.).

Der Unverstand nennt die Gnade Gottes Vorherbestimmung und Unfreiheit des Menschen: in Christi Geist ist sie die immerwährende Bestimmung des Menschen durch Gott zu jedem Werk, welches nicht aus der unbewußten Natur oder aus dem Bösen kommt, und wird die Freiheit des Menschen in jedem Werk, in welches er als bewußter Geist und Sieger über das Böse willigt (s. insbesondre die Reden Christi an die Pharisäer): die Gnade ist Gott im Menschen, die Freiheit ist der Mensch in Gott (1. Kor. 24, 25. Apgsch. 17, 28.).

Ist aber der Fürst der Wirklichkeit von Gottes Ungnaden und nennt sich von Gottes Gnaden, so kann Gottes

Gnade nicht dafür, und nur der Menschen Unverstand ist entgegen, wenn sie nicht besser ihren Fürsten zu lehren wissen in Schule oder Kirche, was seine Macht- und Würdezeichen bedeuten, oder wenn er selbst die bessere Lehre ans Kreuz schlägt, und bloß wissen will, daß der Name „von Gottes Gnaden" vom Volke kam, das in Gallien „Gott hat's gegeben" dem Könige Karl zurief, nachdem ihm Leo III. in Gottes Namen zum Dank für die Longobardenbesiegung die Kaiserkrone gab.

Je christlicher wir wurden an Verstand und dadurch an Gemüth, desto bestimmter sind wir im Leben und schwanken nicht und stehen. Das sahen wir zuletzt an Männern von Religion und Aufklärung in unsern Nationalversammlungen zu Frankfurt und Berlin. Ihnen stand eine gesammelte Macht entgegen und verlangte, auch der Name „von Gottes Gnaden" sollte verschallen, der Mißbrauch verdamme den Gebrauch. Vom rechten Gebrauch wußten sie nicht. Aber unerschüttert fußten jene Männer auf diesem. Nicht den Hochmuth, sondern die Demuth des Fürsten drücke er aus, war ihre Zuversicht. Freilich wenn der Mißbrauch im Staat der Gebrauch war — auch nach der Erneuerung der Kirche, und drohend bleibt — im J. 1850 oder 1860 u. f., dann gilt: **abusus tollit usum**, und Christi Geist schwebt für den höchsten Beruf auf Erden noch in der Luft.

Doch Gott will's, wir vertrauen, anders. Palastredner und Fürstenerzieher werden Männer, und legen Geschichts- und Lebensmuster den Prinzen aus, und reiner ist schon und wird mehr und mehr die Umgebung der Fürsten, als jene, welche noch Friedrich Wilhelm den Zweiten und eine Zeit auch den Dritten einschloß. Denn die Reformation der Kirche wird Reformation der Wissenschaft und durch diese des Lebens, im Jahrhundert des Zweifels, wo das Leben den Glauben ohne Wissenschaft wegwirft.

Zachariä einst in Heidelberg schreibt, Menschen und Völ-

ker bleiben in allen Zeitaltern so ziemlich einander gleich, und Schlosser daselbst beschreibt das sich Gleichbleiben der Fürsten und ihrer Umgebungen auch im 18. und 19. Jahrhundert in einer schlangenklugen, entherzten und armseligen Politik. Aber der eine übersieht die Unterschiede des christlichen vom nichtchristlichen Staatsprincip und den Einfluß des erstern auf Völker und Menschen, und der andre enthüllt doch nicht bloß die verstandesklugen, sondern auch die verstandesmächtigen und dann auch beherzten Charaktere, wie sie auf dem Boden der Reformation der Kirche erblühten. Wohl uns, daß wir solche Geschichtschreiber haben. Welcher Plutarch oder Tacitus kann so schreiben? — Schon das christliche Herz im Dienst des großen, wenn auch noch nicht ebenso christlichen Verstandes hat eine unvorgebildete und musterhafte Farbe. — Hiernach besinnen wir uns auf das Zweite,

die Würdigung der Ehrennamen des Bürgers im Geiste Christi.

§. 38.

Auch von Gottes Gnaden ist also nicht bloß ein Titel des Fürsten. Aber bei des Fürsten Gnaden suchen Viele bloße Titel, welche nur an solche glauben. Dieser Glaube wuchert unter uns nach dem dreißigjährigen Kriege, von den Höfen der französischen Ludwige her. Germanisch ist er nicht. Sondern ein Abfall vom Germanischen war schon der Cometenschweif der Hofämtertitel in der fränkischen Monarchie, wie ihn uns Eichhorn in der Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte zeigt. Jetzt ist die Deutsche Titelsucht sogar in ihrem eignen Mutterlande Frankreich schon verrufen, in England oder Norwegen u. s. aber verhöhnt oder bemitleidet. Französische Namen geben sich unsre Proletarier- und Handwerkerfrauen, welche weder sie selbst zu Deutsch verstehen, noch ihre Handlanger französisch sprechen, und wir Männer schämen uns nicht ritterlich, wenn wir reitende Beamte heißen und werden unvorsichtig wie der Wind einmal wie gehende angeredet,

oder wenn wir in uns den Hauptmann der Garde sehen und wollen in der Kirche nicht neben Kaufherren und Gelehrten beten, oder im Schauspielhause nur neben unsers Gleichen stehen. U. s. w. U. s. w.

Am weitesten ist hierin jetzt der östreichische Verstand. Mit dem Sinken des Reichs unsers Kaisers stieg der Werth seines Titels und dieser steht jetzt dem geprägten Golde gleich. Fabrikant oder Praktikant, Copiist oder Concipist und alles was in feinerm Kleide leibt, sucht die Borde oder das Wappen des Kaiserlichen. Hilft Christenthum nicht, wenn auch langsam und in Generationen, gegen diese Spinnen, — das Gift der Satire ist zu schwach und selten; die ganze Gesellschaft ist inficirt. In unsrer protestantischen Kirche und Schule hilft es indeß, thun wir nur Herz und Mund auf. Denn hier verstehen wir Rang und Würde, Orden und Titel nach materiellem und moralischem Werthe. Wir wollen sehen.

Vom häßlichen Zeitalter wie vom Alp erlöst fühlen wir uns schon, sehen wir auch nur eine Erhebung über Orden und Titel, wie sie Stein oder Blücher, Pitt oder Peel beweisen. Zwar ist sie da mehr noch stoisch als christlich, und im Kriegshelden selbst vom Hohn nicht frei: aber schon der Gegensatz zum Zeitalter erhebt zu Gott.

Die christliche Erhebung über sie ist nicht die stoische Verachtung derselben. Im Geiste Christi verachten wir nicht Pairswürde und Kniebandorden — da wo sie dem Staat, und nicht bloß dem Haupt oder der Classe dienen, so wenig wie Palmblätter streuen und Hosianna rufen: in ihm sind sie uns rein, und wir sehen in ihnen Wappen des staatlichen Wesens und Merkmale der Ehrfurcht vor dem Geiste in seiner höhern staatlichen Erscheinung, und solches Sehen erneuert uns, in unserm Wesen, unsrer Würde und Ordnung festzustehen und weiter zu gehen, damit die Augenzeugen in ihrem Stande deßgleichen thun.

Dieses sehen wir in Orden und Würden. Wer es nicht

in ihnen sieht, leistet für seine Person zwar Verzicht auf sie; der Staat aber verleiht sie auch dem Verzichtleistenden, weil sie diesem nicht für sich, sondern für den Staat verliehen werden. Auch ist ja die Auszeichnung nicht Geschenk des Fürsten, sondern Pflicht der Gemeinschaft, welche der Fürst vertritt, und der Einzelne hat es ihm für sich nicht vorzurechnen, wenn er sein Mandat übertritt. Nicht wegwerfen soll er also die Gabe, bei zweifelhafter Auslegung solches Thuns, sondern das rechte und falsche Princip der Verleihung vorhalten, zu unzweifelhafter Erkenntniß: damit das, was dem Reinen rein ist, auch dem Unreinen rein werde.

Oder zweifeln wir auch hier an Christi Geist? — Christus thut den niedrigsten Sclavendienst (Joh. 13.), weil er für sich auch der geringsten Ehre nicht bedarf, und nimmt die höchste Königsehre an (Joh. 2, 12 ff.), weil er der Gemeinschaft wegen der höchsten Ehre würdig ist. Und Christus spricht: die Apostel sollen sich nicht Rabbi, Rabbi, nennen lassen (Mt. 23, 7 f.), damit sie sich nicht über das Volk erheben, und läßt sich selbst Davidssohn und Rabbi nennen (Mt. 21, 9. Joh. 1, 50.), damit sich das Volk zu ihm erhebt, und nennt Jona's Sohn „Petrus," damit er der Felsen ist, worauf er seine Kirche bauet (Mt. 16, 17. Joh. 1, 43.). Also will Christus auch hier den Namen zur Ehre zwar nicht der Person, aber der Corporation; der Einzelne soll für sich nicht Rabbi heißen, für die Gemeinschaft aber sich nicht Jona's Sohn, sondern Petrus nennen u. s. w. Und Paulus spricht: Ehrfurcht dem die Ehrfurcht gebührt u. s. f. (Röm. 13, 7. u. a.), und: ich wußte nicht, daß es der hohe Priester war (Apgsch. 23, 4 f.), — derselbe Paulus, welcher Gott mehr gehorcht als den Menschen.

Hoch über Fahnen und Schildern steht unser Beruf. Er ist das Licht, das wir sollen leuchten lassen vor den Menschen in schönen Werken, die auf ihren Ursprung weisen (Mt. 5, 6.).

Aber der schöne Name erinnert ans schöne Werk, laute er auf „Apostel,“ oder „Petrus,“ „Tapferer,“ oder „Ehrenmann,“ oder sonst einen sinnigen Ton.

Daher warfen selbst unsre Reformatoren ihre staatlichen Namen nicht als Luxus von sich, und auch wir jetzigen Gottesgelehrten folgen ihnen nach, und sehen nur diejenigen in der Irre, welche ihr Licht um ihrer selbst willen auf den Leuchter stellen und sich dafür Edelmänner oder Erste, Väter oder Tapfere u. s. w. vom Staat nennen lassen. Wer über den Werth solcher Namen lächelt, mag über den eignen Unwerth trauern. Der Name ist nicht lächerlich, sondern die Sucht nach dem Namen, welche den Namen für die Sache nimmt, welche er versinnbildet und immer berufskräftiger zu erstreben auffordert. Wer dazu durch den Namen sich auffordern läßt, für den ist der geringste Name ein größeres Gut, als für den Namensüchtigen ein Adels- oder Fürstentitel. Und wird ihm der Name nicht, so erhebt er sich über den Mangel. Je würdiger der Mensch der Ehre ist, desto weniger ist er ihrer bedürftig, und desto mehr bedarf seine Umgebung dessen, daß sie ihm die Ehre erweist, damit sie durch den Erweis zu gleicher Ehrwürdigkeit sich begeistere.

Auch die nichtamtlichen Ehrennamen wollten unsre Gesandten zu Frankfurt abschaffen: und wohl lagert sich Melancholie auf den Seelen, welche den Genius und die Tugend im Staube und Ballhorn oder Gottsched unter dem Lorbeer sehen. Aber der Umsturz ist nicht der Aufbau. Die Würden haben Gewalt über uns seit der Herrschaft der Semiramis. Zur Sitte, ja zur Unschuld umwenden sollen wir aber die Gewalt durch die Religion, d. h. nicht bloß durch gute Mienen zum bösen Spiel, sondern die verstandne Religion soll unsre Waffe für den rechten Gebrauch und gegen den Mißbrauch seyn, damit wir aus Gottgefälligkeit den einen rühmen und ohne Menschenfurcht den andern verdammen. Besser hätten daher unsre Gesandten zu Frankfurt uns hier vertreten,

hätten sie statt des Umsturzes den rechten Aufbau der Würden gerathen und statt der blasphemischen Kaiserkatechismen (§. 35.) religiöse Völkerkatechismen vorgeschlagen, welche Vornehm und Gering, Ehrbar und Ordinär lehrten, was Kaiser und Volk, Rang und Stand, Name und Würde bedeuten: denn darnach werden doch in der Generation die Verleiher neue und die Empfänger neue. Und die neuen bleiben. Und das Aergerniß sinkt. Oder die Bessern fliehen das adlige Gesicht mit gemeiner Seele, welche Ehre für Zufall und Hoffart für Anstand nimmt.

Das bloße Abschaffen ohne Herstellen bleibt nicht. Das sehen wir, so lange wir die Sterne sehen. Wäre daher auch der Mißbrauch der Ehrennamen der Gebrauch und dieser ebenso schuldbeladen bei unsrer sittlichen Entnervung, wie der Cultus des andern Götzen, des Mammon, so reichte doch unsre Macht mit Legionen Engeln nicht, um sie für ein Jahrhundert in fünf deutschen Herrenländern auszurotten, oder im atlantischen Meere zu versenken. Daher müssen wir am Ende gute Miene machen zum bösen Spiel, wirkt uns die Heilkraft des christlichen Geistes zu langsam oder unscheinbar, weil wir sie nicht an uns erprobten, oder rufen wir gar selbst namensüchtig „Arzt hilf dir selbst," weil wir sie nicht für Andre entdeckten, und damit aufs neue beweisen, wie germanisch und christlich gesinnt wir sind. — Ja noch ein Drittes fügen wir hinzu,

die Würdigung unsers größten Ehrennamens, des Namens der Nationalität, im Geiste Christi.

§. 39.

Wo der christliche Geist noch nicht hilft, weil er in der Politik noch unter dem Bann ist, da stärkt uns schon das germanische Princip, kommt dieses denn zu Ehren, und entkräften erst nicht mehr der ungermanische Parteihader und die Unreife der Massen den Drang der Weisen nach der Einheit

Deutschlands. Denn das germanische Princip ist die Vorbereitung des christlichen (§. 32.). Ohne dieses kommt nicht die bleibende Einheit Deutschlands, welche erst eine moralische, eine Einheit der deutschen Herzen seyn muß, und dann auch eine materielle, eine Einheit der deutschen Waffen u. s. werden kann. Die Einheit Deutschlands aber wird allmälich zur Himmelsstimme gegen die lebenvergiftende Namen- und Titelgier, Rang- und Standessucht, Eigenliebe und Nepotenpflege. Auf ihr beruht die Nationalität. Solche ist nicht ohne großen, nobeln Sinn, weil mit starker, gemeinsamer Handlung, daher gegen das Particuläre und Exclusive, was jene Gier und Pflege uns an die Stirn prägt. Der Nationalsinn macht also uns Deutsche auch moralischer und humaner, und schleift das Abstoßende und Winkelige, Subjective und Idiotische weg, was jetzt uns Preußen oder Hannoveraner, Sigmaringer oder Sondershäuser berühmt macht.

Das beweisen uns jetzt schon für ihr Land die Schleswig-Holsteiner. Schon stehen sie vor den Völkern als eine sittliche Macht durch ihre Einigung zum gerechten Zweck, und schon ist nicht mehr, mit kleinen Mitteln Ehre zu suchen, vielmehr, durch große Kräfte die Ehre zu bewahren, ihr Jurament, und nicht der ist ihr Enkel und Sohn, wer den Namen und die Zeichen führt, vielmehr wer das Herz des Vaters und des Vaterlandes trägt.

In Christi Geist ist aber vor Allem eine Einheit, welche solche Wirkungen verheißt, und nicht Harminius' noch Varus' Geist ruft uns so land- und meererschütternd zu, wie Christi Geist, daß wir uns als Männer eines Stamms und Landes wissen und als Ein Volk und Reich uns fühlen sollen. Denn solcher Zuruf ist Gottes Ruf in Dem, der das Verwandte zum gewußten Verwandten, das Brüderliche zum bethätigten Brüderlichen und damit zum wahren und vollkommnen erhebt — von der Familie im Hause,

welcher Christus schon mitangehört, bis zum Volke draußen, welches er mit sich und unter einander verbrüdert u. s. w. Wohl ist das ein moralisches Verbrüdern, nicht ein politisches; aber das eine kommt durch das andre, als Mittel und Folge, das vollkommnere politische durch das gleiche moralische und das vollkommnere moralische durch das gleiche politische: der Zweck aber will sein Mittel und der Grund seine Folge. — Auch schafft Gott den Volksstamm, damit er im öffentlichen Leben sich einige, und Gott bildet den Familienstamm, damit er im häuslichen Leben zusammengehöre; „was aber Gott zusammenfügte, soll der Mensch nicht trennen," spricht Christus.

§. 40.

Ein Abfall vom einigenden Geiste Christi war es daher, als Herzog Arnulf von Baiern oder Berthold von Schwaben gegen die Reichseinheit handelte, für welche Konrad **I.** stand, und eine Großthat in demselben Geiste blieb es, als Konrad seinen Feind Heinrich von Sachsen zu seinem Nachfolger nahm, weil er in ihm den Sieger sah, dem die Reichseinheit gelänge: eine Musterthat in Gott, der Herzen und Kronen würdig, zumal in der Lehre der Prinzenerzieher.

Zwiespalt im Reich kam dagegen wieder desto höherer, je tiefer der Abfall von der Religion wurde, nach dem Untergange der Hohenstaufen; dreißig Jahre in Blut und Brand vollendeten später den Zwiespalt und zerschellten uns zu Wraks von Herrenländern, wobei die Wälschen unsre Städte und Länder als gute Beute nach Hause trugen, in der Zeit der Verhöhnung der Religion; und in sieben neuen Jahren Krieges um Land und Ehre zerfleischten Deutsche wieder Deutsche, bis wir unter dem Despoten von Korsika nochmals einander verriethen und verkauften.

Im Anfang dieses Jahrhunderts wurden wir Riesen, „für Gott, König und Vaterland," war unser Wahlspruch;

selbst der Wahlspruch that Wunder, denn Gott war darin, und unsre Feldprediger befeuerten uns durch die Religion zum Kampfe, und „mit Gott haben wir gesiegt," war unser Dankspruch, und die Schlachtenfeuer loderten auf den Bergen — als ein immer neuer Wiederschein unsers vom Dank gegen Gott erglühten Geistes. Der Gedanke unsrer Nationaleinheit wuchs und blühte.

Aber die Blüthe fiel wieder in den Staub. Wir gruben uns selbst unser Grab. Denn wir sahen bald Gott und Vaterland geringer als uns selbst und als den König an und verloren unsre moralische Einheit, die wir auf dem Felde erprobten, und ohne welche die äußre nicht gedeiht, nachdem der Schlachtendonner verschollen, das Todtenfest und Friedensfest mit weltlicher Lust und Religion begangen, die Wartburgsfeier von himmlischen Utopien nicht rein gehalten und die allersehnte Ruhe des Friedens nach außen und innen gesichert war. Da kamen uns freilich nicht wie Christi Wiederkunft die Beschlüsse von Karlsbad und Wien, noch wie unsern Ahnen einst die Reichsgesetze Friedrichs von Hohenstaufen. Denn ihr Grund ist nicht der christliche Begriff „der Fürst im Volke, — „der Fürst des Volks wegen" u. s. f. (§. 27. 30.), wie ihn Kurfürst Friedrich der Weise, Herzog Ernst August in Sachsen, König Friedrich II. von Preußen u. s. w. bekannten und erfüllten: sondern der Begriff: „der Fürst und das Volk," — „der Fürst insoweit des Volks wegen, wie das Volk des Fürsten wegen." Denn „die Souveränität des Monarchen," einigt sich in jenen Beschlüssen nicht mit „den Befugnissen" der Volksvertreter, sondern ordnet sie sich nur unter, — „die Ausleger der Verfassung" sind nicht die geeinigten Regierungen und Stände, sondern die Regierungen allein, — „Aenderungen in den Landtagsabschieden zum Nachtheil landesherrlicher Rechte werden die Regierungen nicht eintreten lassen;" — „der Gang der Regierung darf durch ständische Einsprache in keiner Form gestört werden;" — „über

die Gültigkeit der Bundesbeschlüsse gestatten die Regierungen den Ständen nicht, zu berathen und zu beschließen" u. s. w.

Dämme — im Sinn der Völker — gegen die Fürsten- und Völkereinheit, und daher nicht nach christlichem Princip aufgeworfen. Dieses verlangt eine Einigung der Fürsten und Völker, in welcher den einen nicht vortheilhaft ist, was den andern nachtheilig erscheint, in welcher die Störung des Ganges der Regierung auch für eine Schwächung des Lebens des Volks gilt, und die Auslegung der Verfassung und Gültigkeit der Bundesbeschlüsse den einen nur zusagt, wenn sie auch den andern genügt u. s. f. Einigung der Regierung und der Stände in Einem und Allem ersehnt auch überall das sittliche Volk, und ein Frohlocken bricht in ihm aus, so oft beide überzeugungsvoll in den gemeinsamen Interessen zusammentreffen, und freudig bezeugen wir uns dann zumal die Wahrheit des Spruchs: „selig sind die Friedfertigen."

§. 41.

Die Dämme — sagt man — brachen, — die Bollwerke stürzten — gegen die Mitte unsers Jahrhunderts; der Geist kam in einer Feuerwolke und wollte sich länger nicht zäumen lassen. Aber der Ungeist gesellte sich ihm zu, da säete er zu viel und erndtete zu wenig, denn seine Saat wurde schlecht, und auch seine gute Saat fiel an den Weg oder auf das Felsige u. s. w. Indeß ist auch Einiges auf dem guten Boden aufgegangen; wie viel es aber tragen wird, steht im Buche des Lebens noch nicht geschrieben. Aufgegangen ist indeß erstens ein allgemeineres Bewußtseyn vom Staat wie er nicht seyn und wie er seyn soll; zweitens eine allgemeinere öffentliche Meinung von schlechten und rechten Verwaltern, Geschäftsmännern und Staatsmännern, Menschen des Scheins und der Wahrheit in Staat und Gesellschaft, Kirche und Schule u. s. w.; drittens freie Institutionen doch noch in einigen Staaten und Aussicht auf Herstellung solcher in mehrern nach Läuterung des Volksgeistes.

Freilich wir verloren wieder das Paradies unsrer Deutschen Einheit: doch wir retteten das Kleinod unseres germanischen Herzens und christlich erleuchteten Verstandes. Zwar verloren wir das eine aus Mangel am andern, wie wir sehen wollen: aber der Mangel ist nicht allgemein. Bewahrt sind Herz und Verstand der Nation, in Auen und Heiden, an der Donau und an der Ostsee. Denn auch lieber nichts gewollt hat sie, als Das gewollt, was der französisch-deutsche Freigeist, mit seinem rechten Namen Ungeist, ihr aller Orten aufzudrängen rang. Und ihr Verstand und Herz wird wachsen, und ihr Wachsthum wird die Weissagung seyn auf die endliche Einigung Deutschlands. Wenige sind zwar auserwählt. Aber die Wenigen sind der Geist, und dieser entzündet die vielen Berufnen. Und auch die Einheit wird eine Wahrheit. Und eine Unwahrheit wird das Wort, der Deutsche könne nur reden. Denn auf die rechte Rede folgt die rechte That.

Oder nicht? — Alles seufzte in der Zerstreuung der Einigung des Volks zu einer neuen Kirche entgegen, Waldenser und Albigenser, Hussiten und Mennoniten, — bis der Mann Gottes kam, als das Maß voll und das Gericht reif war. Oder: Alles betete um die Himmelsgabe der Einheit des Volks und des Fürsten in einem neuen Bunde, einer Constitution mit Eid und Siegel, Schleswig-Holsteiner oder Oestreicher, Sachsen oder Rheinpreußen, — bis der Fürst des Volks kam, als die Sehnsucht lauter und die Forderung unüberhörbar wurde. Befreiung der Sclaven und der Gedanken, Erleichterung der Gewerbe und Einigung des Handels u. s. sind andre redende Beispiele. Was das Volk mit Gott will, kann der Mensch ohne Gott nicht binden. Auch seine Einheit in Deutschland will das Volk mit Gott, von Konrad I. bis Friedrich Wilhelm IV.: aber seine vielen Berufnen waren noch nicht seine wenigen Auserwählten. Daher harrt die Einheit auf eine neue Zeit.

§. 42.

Das sehen die Auserwählten. Sie sehen, der gewesene Reichsverweser, ein Auserwähltester, war zwar keine materielle Macht, war ohne Geld und Krieger, ein Fürst nur neben den Fürsten, mit Rath ohne That, mit Gesandtschaft ohne Vollmacht u. s. w.; er war aber mit sechshundert Volksvertretern statt der Geld- und Kriegsmacht eine moralische Macht und ein Fürst auch für die Fürsten, und sie folgten ihm und machten seinen Rath zur That, wenn die sechshundert Volksvertreter zum meisten Theil Das waren, was ihr Name sagte; denn dann waren sie mit Gott und Gott war mit ihnen. Aber Gott und das Volk wollten Einigung; die Volksvertreter brachten Zwiespalt: — Ultramontane mit Cäsareopapisten, Radicale mit Anarchisten, Patrioten mit Idioten redeten nach einander und durch einander, — nachdem nach neuem Wahlmodus mit Volksanführern auch Volksverführer in die Versammlung kamen. — Oder Gott und Volk wollten Thaten; die Volksvertreter brachten Reden: — „valeat principium, pereat mundus," stand am Stiel der Reichsfahne, und die deutschen Brüder Langsam und Stänker standen unter dem Panier. Daher erkor das Volk seine Sechshundert und verlor seine Sechshundert. Die Masse stand über der Auswahl. Das ist jetzt Aller Stimme, der Berufenen wie der Auserwählten, zu Hause und in der Gesellschaft, in Wort und Schrift, so daß also das Volk sich selbst sein Urtheil spricht. Ja wußte das Volk, — heißt es weiter, — nämlich die Vertretung des Volks, seine Geschichte, so mußte es klug seyn aus der Geschichte, die Zeit auskaufen, sich für die gottgebotne Gegenwart sammeln, und nicht erst wie der entseelte Frosch auf galvanische Schläge warten, um zum Gefühl seiner Würde aufzuwachen. Die Gewaltigen über dem Volk — sagt man endlich nach noch längerer Rede kurzem Sinn — sind klug, sie wissen was sie wollen, das Volk unter ihnen ist halb klug, es weiß bloß, was es nicht will, ja das Volk ist beim Umsturz auf den Kopf gefallen, — oder ein-

lenkend: die Wohlwollenden mußten sich verbinden, damit die Uebelwollenden bezwungen wurden, — oder verdammend: reden sie von Principien, so reden sie von Sich. Das müssen sich die Deutschen von Deutschen sagen lassen.

Ein Neuer unter uns redet von ebendieser Selbstsucht in seiner Weise: Johannes Ronge in der Schrift „Religion und Politik" von d. J. Sein Gedanke in hellster und gesammeltester Form ist: die Mehrheit der Partei in der Versammlung folgte nicht der Gottes- und Menschheitsidee, durch welche allein wir eine neue Ordnung schaffen, und suchte die neue Form des Staats nicht der Menschheit wegen; sondern sie wies das Volk auf die äußern Vortheile, auf welche sie selbst sah, und wollte damit Dasselbe auf ihrem Wege, was der Absolutismus stets auf dem seinigen will: nicht die Religion, sondern ihr eignes Selbst war ihr Princip. Daher konnte sie eine neue Ordnung nicht schaffen.

Auch rufen Stimmen: schon die deutsche Erziehung tauge jetzt nichts, geschult werde in Deutschland genug, erzogen wenig; gelernt werde viel, verstanden nicht zu viel, ja der Schulbube lerne Alles, nur was ein Deutscher sey und bedeute, erfahre er nicht u. s. w.

§. 43.

Gründlich und erschöpfend sagen wir: das Zaudern und Zerfallen beim Einreißen und Aufbauen war nach den Zeiten verschieden, der Grund blieb stets sich gleich, und jenes kehrt wieder, so lange dieser nicht weicht. Dieser aber ist der Mangel an christlich-politischer Bildung und Gesinnung. Diese ist die Frucht der Grundsätze Christi und seiner Werke nach seinen Worten, welche wir auslegten und bewiesen, und sagen müssen wir jetzt in einem Wort, was wir daran haben.

Die christlich-politische Bildung ist

1, die Einsicht: nach göttlich-menschlicher Ordnung

besteht, was durch die Jahrhunderte geht, und wurde weder durch Gott allein, noch durch den Menschen allein, — die Berufswerke der Häupter wie der Bürger der Staaten sind nicht bloß natürliche oder beliebige, sondern übernatürliche oder göttlich-menschliche, — die Gesetze nicht Willküracte des Menschen außer Gott, sondern Willenserweise des Menschen in Gott, — die Gerichte nicht bloß Institute zum Schuldig- oder Unschuldigerklären nach den Erkenntnißregeln der menschlichen Richter, sondern Nachbilder des göttlichen Gerichts in den Gewissen der Menschen und Völker u. so weiter:

2, die Einsicht: was durch die Jahrhunderte besteht, bezweckt nicht bloß die Ordnung des leiblichen Lebens, sondern die Ordnung des leiblichen zur Vollendung des geistigen (s. das Buch vom Fürsten), das ohne die Ordnung, wie das Leben der Indianer oder Bosjemens, wüste und leer ist:

3, Die Einsicht: nicht bloß Ursprung und Zweck der staatlichen Institute der Jahrhunderte sind in Gott und im Menschen; auch alle örtlichen Gesetze und Rechte gründen sich in beiden, wenn sie am Ort die wirkliche Stimme des Volks sind, dessen Gewissen in Gott und in Gott ohne Irrthum ist:

4, Die Einsicht: Christi Moral ist auch unsre Politik, d. h. Christi Sittengesetze und Pflichten und seine Werke nach seinen Worten haben ihren unverkümmerbaren Einfluß auf unsre staatlichen Gesetze und Pflichten, — oder Christus ist uns in unserm Staat überflüssig, — und da seine Moral auf seiner Religion beruht, so ist auch unsre Politik keine religions- oder gottlose, sondern jede gottlose ist eine gottwidrige, die gottwidrige aber eine Politik der Hölle, wie sie Ximenes oder Granvella, Alexander der Sechste oder Cäsar Borgia bewiesen hat. U. s. w.

Die christlich-politische Gesinnung
aber ist Das im Gemüth, was dieselbe Bildung im Verstande ist, eine Gesinnung auf dem Grunde jener Einsicht (1—4.), also

1, eine höher grundsätzliche und bewußte, als solche ein regsames Interesse an den staatlichen Instituten und Verhältnissen und eine wache Theilnahme an der öffentlichen Volkswohlfahrt, welche auf ihnen beruht:

2, eine thatkräftige und aufopfernde, als solche ein treibender Ernst für ihre Vervollkommnung und ein muthiges Eintreten für sie in der Gefahr, und Kämpfen gegen die Mißbräuche aus Gründen des Gewissens und der Erfahrung: denn nur-menschlich im Sinn Christi — oder gar unmenschlich (satanisch) ist, — liegt Bosheit zum Grunde, — was Mißbrauch und Willkür ist, und göttlich-menschlich in demselben Sinn ist, was rechter Brauch und Wille ist, — das eine nicht gründet — das andre wohlgegründet in Gewissen und Erfahrung: — für beide aber schärft und läutert uns Christus das Gehör, mehr als Sokrates oder Zoroaster, Mose oder Mohammed, in Parabeln und Allegorien, Warnungen und Mahnungen u. s.; die Namen hat er nicht, — seine Worte sind Leben, — die Sache ist ihm allgegenwärtig: —

3, eine gemäßigte und friedfertige: sie schließt nicht Verschiedenheit der Lehren — aber Zwiespalt der Personen aus, besteht auf dem Recht der Wahrheit wegen und nicht um der Gegner willen, streitet zur Aufklärung, hadert nicht zur Erbitterung, ist daher nicht vorschnell noch fanatisch, aber auch nicht langsam und unbeseelt, aber unbedürftig der Aufregung von außen, weil in sich selbst aufgeregt und wirksam. Denn sie ist nicht auf den Selbstzweck und das Einzelne beschränkt, sondern auf Gottes Zweck und das Ganze erweitert.

Solche Bildung und Gesinnung fühlt sich weit und groß. In diesem Gefühl bietet sie sich selbst auf, daß sie Gemeingut

Vieler werde, daß das Volk für den Staat sich bilde, dessen göttlich-menschlichen Ursprung und Endzweck anschaue und mit dieser Anschauung in ihm lebe, daß es aus Gründen des Gewissens und der Erfahrung in ihm handle und nicht dem Antriebe des Augenblicks noch fremder Vorspiegelung folge, daß es unter zweien Uebeln das kleinste wähle und lieber die geringere Freiheit als den Untergang seines Tagewerks wolle.

Eine vielseitige und besondre und nicht eine beschränkte oder bloß allgemeine ist also die christlich-politische Bildung und Gesinnung. Und hundert Volksgesandte von dieser Bildung und Gesinnung erhöhen dreihundert Mitgesandte ebenso auf immer durch ihre Herzschläge für Wahrheit und Recht, wie uns eine Weile unsre Zeitidole, die angebeteten Sänger und Musiker zur Harmonie mit uns selbst und der Welt durch ihre Töne emportragen, und die Söhne dieses Äons, welche nicht aus der Wahrheit sind, weichen den Söhnen des Lichts. Solcher hundert aber hatten wir nicht. Das Christenthum, der Geist der Wahrheit, lag an der Schwelle, und die Altklugheit und die Neuerungssucht, die Dämonen des Wahns, standen auf dem Throne.

Doch Herz und Verstand der Nation blieben gerettet (§. 41.).

§. 44.

Das hervorragendste Denkmal dieser Rettung sind die Schleswig-Holsteiner, das Volk ohne Zwiespalt und Worte, „mit Gott, König und Vaterland," an dem wir gut machen können, was wir an uns verdarben. Schon sehen wir auch Heldensoldaten dahin ziehen, nicht mit fatalistischem Sinn, wie Chinesische oder Türkische Krieger, noch mit einseitig patriotischem Herzen, wie einst Spartanische oder Römische Wehrmänner, sondern mit christlichem Muth; denn sie lieben das Volk ihrer Wahl, wie ihr eignes Selbst, leben wenn es lebt, haben Recht wenn es Recht hat; denn

sie verlassen „Häuser, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Kinder, Aecker, um der Gerechtigkeit willen." Das können nur christliche Soldaten. Und dieselben, welche sie sind, sehen sie in dem Lande, für welches sie sind. Und ihr Tod dort ist ihr Leben hier. Denn sie leben unter uns und unsern Kindern als christliche Mustersoldaten, denen die Wahrheit und das Recht höher stand, als der Reichthum und das Leben. —

Anders schätzen also wir als Christen Volk und Soldaten auch in Schleswig-Holstein, als wir als Griechen oder Juden sie würdigen könnten. Der christliche Geist ist der allgemeine, der griechische oder jüdische der besondre; ersterer der Geist der Wahrheit und der Erkenntniß, wie er sich selbst nennt, dieser der Geist des bloßen Glaubens und der Vorstellung (s. des Verf. „Neue Ausleg. der Bibel" u. s. w.).

Und als Christen handeln wir gegen sie anders. Haben wir Herzen für sie, so haben wir auch Thaten für sie, und geben, haben wir zwei Röcke, Dem welcher keinen hat. Können unsre Hauptmänner Heerd und Wiese verlassen, so können wir Zurückbleibenden nicht schwelgen und prunken und die germanischen Brüder unsers Landes sich selbst überlassen.

Also hat aber auch hier der Krieg große Thaten, welche der Friede nicht bietet und der Krieg nicht böte, wenn er nicht auch seine großen Leiden hätte. Sie stillen den Jammer, wie ein sonnebeschienenes Panorama mit einer Fahrt durch gewitterschwarze Gegenden versöhnt.

Und wir mißtrauen nicht der Lehre vom Kriege im Buche vom Fürsten. Auch für den Krieg ist „christlicher Verstand" in der Mitte unsers Jahrhunderts unser erster Wahlspruch, und „durch den christlichen Verstand das christliche Herz" unser zweiter; der eine schafft das andre, wo es fehlt, und stärkt es, wo es ist, in allen Ständen der Gesellschaft, also auch im Kriegerstande. Beide in Einheit sind christlicher Geist.

Denn wozu haben wir auch in der Zeit des Unglaubens der Massen Feld- und Garnisonprediger und Gebete beim Soldaten- und Generalsbegräbnisse, wollen wir bloß in ganz allgemeinen Sprüchen uns ergehen lassen, so oft wir vom Dienste im Felde und in der Garnison und von der Pflicht des Soldaten oder des Generals reden? —

Nur im christlichen Geiste würdigen wir vollkommen das sittliche Recht des Kriegs (s. a. O.) — im Angesicht aller Friedenscongresse, welche unsre heiligste Zuneigung und Förderung verdienen — und nur in ihm erkennen wir ebenso sein sittliches Unrecht. In ihm wissen wir daher auch den Zwang am Volke des Rechts nicht bloß als Bundesbruch gegen das Volk, auch als Gewissensbruch gegen Gott; denn sollen wir schon den Bruder nicht beleidigen an seiner Ehre u. s. w. (Mt. 5, 22.): wie viel weniger ein Volk an seinem Geist und Leben. Und war schon der Krieg eine Ruthe, so wird fortan der Krieg zum Scorpion Gottes — gegen die Uebertreter der Gebote Gottes. Kirche und Schule aber thuen das Ihrige, durch Erziehung und Muster, für Fürsten und Volk, auf daß des Geistes der Gerechtigkeit mehr und des Zwanges und Beleidigens weniger werde.

Achtzehn Jahre nach Ludwig Philipps Auftritt kam der Orcan. Seitdem ist der Volksgeist und Volksungeist berghoch gegangen, das Bewußtseyn vom Staat, die öffentliche Meinung, der Hochmuth, die Religionsverachtung, das Leben bloß für die Erde, zu den Wolken gestiegen; Wort und Schrift, Bild und Schauspiel, für Proletarier und Handwerker, Glöckner und Schließer, wirken fort, auch der Zollverein wird eine moralische Macht u. s. f. Kann da bis ins dritte Jahrtausend noch ein anderes als mehr und mehr christliches Fürstenthum und Bürgerthum uns frommen, so ist Gottes Weltplan für unsern Planeten ein andrer, als den wir Bewohner verstehen, und wir liegen entweder mit unserm christlichen

Fürstenthum in leichten Lebensträumen, oder für unser christliches Bürgerthum in schwerem Todesschlafe. Je christlichere Bürger, desto christlichere Fürsten. Und wie die Fürsten, so die Bürger. Wir werden nicht christlich geboren, sondern christlich erzogen. Die Erziehung aber ist die Aufgabe der Schule und der Kirche.

Fragmente.

Erstes Fragment.

Die Entsagung.

1.

Das Leben des Verf. ist niedrig und unscheinbar vor der Welt. Bilder aus ihm wären Sammetkleider des Proletariers, die bei den Nachbaren Verdacht erregen. Der Verf. beschränkt sich daher auf Fragmente, und muß sich auch zu solchen noch legitimiren.

2.

Sein Leben ist ein reines Berufsleben, ohne Familie, fern von Verwandtschaft, ohne Anspruch auf alles, was äußerlich dasselbe erheitern oder erleichtern kann, — zugewandt seit dem Reifen des höhern Bewußtseyns dem Aufbau der Wissenschaft in Wort und Schrift zu ihrer Einführung ins Leben. Auch diesem Berufswerk muß er, so weit menschliche Berechnung reicht, entsagen — bei ungebrochner Kraft und gereiftester Ausbildung für die Gemeinschaft, nachdem es den kleinsten Theil des Schuldigen ihr erst abtragen konnte.

3.

Das Gebot dieser Entsagung kommt von außen, nicht als persönliche Weisung, aber als unüberhörbare Mahnung.

Der Verf. soll rein und allein durch den Geist den Brüdern dienen bis an den Tod, — ohne die äußre Bedingung, unter welcher es bis zu diesem Ziele der akademische Theolog bisher vermochte. Eine begeisternde Idee. Aber in ihr liegt jenes Gebot. Denn die aufstrebendste Begeisterung geht an der irdischen Wirklichkeit zu Grunde. Was niemand in unsern Landen und Zeiten vermochte, soll der Verf. vermögen. Dazu ist auch er zu schwach, und hätte ihm Gott Heldenkräfte gegeben.

Zweites Fragment.

Der innere Beruf ohne den äußern.

1.

Das lebendige Wort und Werk genügt dazu nicht. Die Reformatoren des Staats und der Kirche bedurften des äußern Berufs, der Anerkennung im Staat und in der Kirche, um ihren innern Beruf nutzbar zu machen: wie viel mehr die Fortbildner Dessen, was sie gründeten! — Ja Gott selbst schafft Staat und Kirche, damit die Männer des Geistes in ihnen ihre feste Stätte haben, auf welcher sie für sie reden und handeln.

2.

Zuerst reden und handeln wir da freilich rein aus Gottes Antriebe in uns und nach bloßer Zulassung der Menschen außer uns — und eine Zeitlang schon desto nutzbarer, je reiner Gottes Antrieb in uns weset. Solches Reden und Handeln ist aber nur unsre Probe — zum Uebergang in den äußern Beruf, nachdem der innere probehaltig erfunden ist. Bleibt der äußre dennoch aus, so hört auch die Probe auf. Die prüfenden Brüder treten zurück, der innere Beruf mit dem Stempel des Ausschlusses vom äußern erscheint ihnen mangelhaft; die Erfahrung zeigt ihnen den Mann des Fort-

schritts und des Wirkungskreises in der Wissenschaft stets ohne diesen Stempel.

Das sehen selbst Laien. Die Gräfin H., eine ebenso hochgebildete wie hochstehende Frau las im J. 1838 Schriften des Verf. und ließ ihre Kinder die Religion nach den Grundsätzen lehren, welche er bis dahin als Geist Christi bewies. Sie kannte den Verf. persönlich nicht, urtheilte aber vor einem Geistlichen des Landes, der Verf. habe ja zwar eine recht erfreuliche Wirksamkeit, werde sich aber in ihr durch die Kraft der Wahrheit und des Worts allein in der Länge der Zeit nicht behaupten können, so weit sie das Leben und die Menschen kenne.

3.

Das ist von des Lebens grünem Baum. Die Theorie, die anders lehrt, ist grau. Und nur Worte hören wir, sagt man uns, wer Origines oder Bonifazius, Schleiermacher oder Ammon, oder wie ein anderer großer Todter heiße, diene gleichsehr den Brüdern — bis zum Sterben am Leibe und Auferstehen im Geiste, möge er ihren hohen äußern Beruf neben ihrem höhern innern haben, oder möge dieser seine ganze Würde seyn; nur die Kleinen werden durch das Aeußre größer.

Dazu leben wir nicht im Orient, wo auch jetzt noch an Orten der Himmel im Gewitter redet, und nicht bloß in Lilienauen und Palmenhainen, sondern auch auf Brandstätten und Blutfeldern seine Orakel spricht, wovon Schamyl am Kaukasus uns allerneustens eine Ahnung gibt.

Am wenigsten ist unser norddeutsches Leben ein Leben für Propheten, und schon nirgends hören wir öfter als in ihm den Spruch, der Prophet gelte nicht im Vaterlande; er habe denn das öffentliche Zeichen des Propheten. Dann gilt er freilich wie die Münze, die des Kaisers Aufschrift hat.

Wohl stehen die Weisen über der Autorität und auch ihrer sind in unsern Landen nicht wenige. Aber die Menge steht unter ihr, — sie, welche der Mann der Wissenschaft zwar mit Achtung gegen die Autorität beseelen soll, weil diese

ebensowohl von Gott ist wie die Prophetengabe, — welche er aber auch über sie erheben muß, weil sie nur das Aeußere des göttlichen Berufs ist, den sie in sich trägt.

Deutlich ist indeß hiernach schon, der Mann der Lehre kämpft in unserm Leben und Lande für den Geist „als einer, der die Luft schlägt,“ ist er durch die Autorität von der Autorität bis zur Bahre ausgeschlossen. Die Ernsten finden seine Luftschläge bedauerlich, die Frivolen lächerlich.

4.

Ebensowenig nützt jetzt der Theolog ohne äußern Beruf durch die todte Schrift den Brüdern bis zum Kommen der Nacht, und könnte er ihr Leben einhauchen, daß die Wolken riefen. Die Materie herrscht über den Geist, die Masse der Literatur über die Auswahl. Nach Friedrich Wilhelms des Vierten Thronbesteigung berichtete die Preußische Staatszeitung, das Preußenland — seine Hauptstadt voran — habe einen solchen Ueberfluß an talentvollen Köpfen, daß es das ganze Chinesische Reich und Afrika dazu nach Bedürfniß damit versehen könnte und dennoch für sich genug behalten würde. So taxiren wir schon den Unwerth des Geistes nach der Zahl seiner Köpfe. Im J. 1820 brachte uns aber die Leipziger Ostermesse kaum anderthalb tausend Büchertitel, im J. 1850 beglückt sie uns mit siebentausend. Und jetzt redet man es von den Dächern, daß Deutschland je ärmer an Männern — desto reicher an Schreibern werde, nachdem auch ein Vordermann auf dem Felde das Wort sprach: was die Schwerter gut gemacht, sollen die Schreiber nicht verderben. Also sind wir übersättigt.

Dazu kommen die Stimmen der Buchverleger. Sie finden jetzt die Benutzung der Bücher von der Gottesgelehrtheit leidlich, wenn ihnen Herolde und Wappen vorangehen, die Bücher zum Rechtsstudium den Lesern willkommen, wenn ihnen die Behördeprüfungen nachfolgen, die Werke der Arzneigelehrtheit und Naturwissenschaft noch erwünscht, wenn sie

durch Entdeckungen oder Aufklärungen dem materiellen Leben oder der Neigung wißbegieriger Vornehmer dienen, und die Schulbücher unentbehrlich, wenn sie nach Vorschrift oder Nothbedarf gelesen werden; — philosophische oder theologische Werke ohne Vorbedeutung aber, urtheilen die um die Literatur Verdientesten, kommen heutzutage mit unberechenbaren Ausnahmen fast nur Denen zu Gute, welche das Materielle der Werke besorgen.

5.

Ja allertreuestens gesagt, der Philosoph oder Theolog der Universität muß heutzutage sein Wort sicher haben, und Hörer und — gebe Gott — auch Thäter des Worts sehen, bis er den Todesengel sieht. Dann hat er auch seine Schrift sicher. Auch Heeren z. B., der Historiker, sagt in der Vorrede zu einem seiner Werke, die Vorlesungen des akademischen Lehrers bilden die Grundlage zu seinen literarischen Arbeiten, und dadurch gewinnen diese eine besondre, sonst kaum so erreichbare Vollkommenheit. Sein Wort hat er aber bis dahin nur sicher, ist es endlich in Staat und Kirche gewollt. Ohne dieß rede er mächtiger als Hortensius, denke sublimer als Cartesius, schreibe glatter als Platen und Plinius: sein ausgehauchtes Wort verdunstet, sein niedergeschriebnes verbleicht. Oder wir sehen nicht die Zeichen der Zeit.

6.

An fünf Columnen Wissenschaft arbeitet er jetzt fünf Tage und Nächte, dann hat er die erste Form. Um sie den Brüdern zur Einsicht zu bringen, sorgt und kämpft er ebenso lange. Was sie ihnen nützen, erfährt er seit Lamartine's Abtreten vom Regiment nicht mehr. Und doch wäre diese Erfahrung der Lohn, dessen der Arbeiter werth ist. Denn andern Ersatz, und wäre es nur der Ersatz eines Procent, verlangt er nicht, und Aussicht auf eine sichre Wirkungsstätte wird ihm nicht, dagegen die Aussicht auf die Friedhofsstätte. So steht jetzt die Sache des theologischen Schriftstellers, für dessen Literaturbe-

ruf auch das öffentliche Urtheil sich entschied. Er klagt hier nicht und nirgends, — das wäre zwecklos, ja diente zur Verschlimmerung des Uebels, — er rechtfertigt sich aber (s. das Erste Fragm. 2 u. 3.), und beweist hier nur das **ultra posse**, damit man **nemo obligatur** hinzufüge.

7.

Ein weiteres Feld haben noch der Jurist und der Mediciner, auch im Zeitalter der Ermattung. Ihnen wird schon Wort oder Schrift nicht voll so schwer. Ihre Wissenschaft ist unmittelbar zugleich fürs leibliche Leben, nicht so angefochten und exclusiv, wie die philosophische und theologische Doctrin, und ihre und ihrer Schüler Gegenseitigkeit ist unbefangner. Ist aber dennoch auch ihnen der Weg des Geistes durch Wort und Schrift nicht mehr offen, so verschließt sich ihnen die Bahn der Praxis nicht. Auf ihr stehen sie mit ihres Gleichen, von Berufung und bloßer Zulassung ist. da nicht die Rede. Alle sind gleichberufen oder gleichzugelassen. Ja wäre selbst auch da der Unterschied: was sie als Sachwalter und Aerzte den Leidenden Gutes thun, kommt schnell und sichtbar an den Tag, und da haben lichter Verstand und glückliche Kunst auch bei Concurrenz unweigerlich die Bahn. Ein Oheim des Verf. war nach kurzen Proben der hülfreichste Arzt der Stadt. Ein jüngster Bruder wurde in wenigen Jahren der gesuchteste Vertheidiger der Unschuld u. s. w. Dazu ist das rasche wohlthätige Wirken für's unmittelbare Leben ein noch würdigerer und befriedigenderer Beruf, als das langsame und oft zweifelhafte Streben für die Verbesserung des Lebens durch die Theorie.

Auch der Sprachforscher hat an der Universität bis zum Sterbegeläute sein Wesen. Sprachen, alte und neue, sind die nothdürftigen Mittel zu jedem höhern Studium, und noch nie wurde der wirkliche Erforscher der Gesetze und des Bewußtseyns einer Sprache in seinen besten Jahren unwirksam. Sein Werk steht in der öffentlichen Schätzung fast der Praxis für das unmittelbare Leben gleich.

8.

Einen Weg der Praxis hat allerdings auch der Theolog, nämlich die persönliche Einübung Einzelner in die Wissenschaft mittelst der Unterredung über die Lehrvorträge. Der Verf. suchte und ergriff stets auch die Gelegenheiten dazu. Aber die Jahre seiner künftigen Lehrvorträge sind gezählt und mit ihnen solche Gelegenheiten — aus den erhobenen Gründen (1—3.), welche den Geist außer Gott in den Abgrund senken, und in andre Wissenschaft einweihen, als die von ihm selbst aufgebaute und in Schrift und Wort dargestellte, war und wird nicht seine Aufgabe. Auch sucht man solchen Dienst nicht bei ihm. Doch bleibt auch selbst solcher für den studirten Mann eine lebendige Thätigkeit bis zum Sinken der Sonne, und nützlicher, als das Hinsiechen der schaffenden Kraft ohne jede Wirksamkeit nach außen. Zwar ist solcher Dienst keine Function an der Universität, so wenig wie die sachwalterliche und ärztliche Praxis, und wird an jedem Ort gleich nutzbar ausgeübt. Aber ein Verdienst um die Mitmenschen sichert auch er, wenn er nicht bloß einen Verdienst für den Ausübenden bezweckt. Der Verf. ist nur nicht für ihn. Er gab schon sein Schulamt auf, um den Geist des Christenthums zu erforschen und der Wissenschaft von ihm zu dienen.

Drittes Fragment.

Die Verpflichtung.

1.

Das Leben des Mannes der Wissenschaft gehört nicht ihm selbst, sondern der Gemeinschaft. Ihr thut er Unrecht, leistet er ihr nicht, was er kann (Mt. 25, 14 ff.), ja verscherzt er wohl gar selbst auch seinen äußern Beruf für sie, — und zwar desto größeres Unrecht, je größer sein innerer Beruf für sie ist. Wehe ihm denn. Er hat sich selbst die Wunde geschnitten, die ihn dem Vaterlande untüchtig macht.

Sein Leben gehört auch seiner Verwandtschaft, wenn sie Opfer seinem Beruf für die Gemeinschaft brachte. Dann will auch sie diesen Beruf für sie erfüllt sehen.

2.

Auf dem Verf. lastet die Pflicht gegen beide mit besonderer Schwere.

Zahlreich ist seine wissenschaftliche Gemeinschaft, und nicht wenige einstige Hörer seiner Vorträge leben und wirken an Kirchen und Schulen in Deutschland mit täglichem Erfolge in der Wissenschaft vom Christenthum. Diese harren auf eine immer rüstigere Arbeit auch des Verf. für sie. Eine Reihe Zuschriften deuten dahin.

Auch die Verwandtschaft des Verf. ist zahlreich. Sie aber brachte seinem Werke eine Summe der kostbarsten Opfer, — materielle Opfer nach und nach von Tausenden, deren Werth nach Maßgabe der Kraft sich verzehnfachte (Mc. 12, 43 f.), dazu geistige Opfer von Mühen und Fürsorgen der manchfachsten Art, und beide desto höhere, je selbstständiger sich die studirten Männer des Kreises von der Bestimmung des Verf. überzeugten.

Dazu kommen wissenschaftliche Freunde. Auch solche erleichterten aus Religion durch materielle und geistige Mittel seine Laufbahn, nachdem die Hülfsquellen der Verwandtschaft mehr und mehr für ihn versiegten.

3.

Allen diesen schuldet er eine Rechenschaft. Sie müssen treu und klar sehen, daß er für seinen Mangel an äußerm Beruf und damit an höherer Nutzbarkeit für die Gemeinschaft nicht kann: sie müssen wissen, daß das große und unersetzbare Gute, das er ihnen schuldet, doch nicht auf einen später unfruchtbar gewordenen Boden fiel, — zumal die Nichttheologen und die überladnen Berufsmänner unter ihnen, welche eine eingehendere Kenntniß des Geistes und der Gestalt seiner Lehre

sich nicht aneignen können. Zu solcher Rechenschaft ist jetzt die Zeit und Stunde. Denn eine verschwiegene Trauer beklemmt schon das Gemüth Mehrer, zumal bei persönlicher Begegnung; solche muß ausgelegt und gemildert werden, damit auch ihr Blick auf den Verf. sich wieder erheitre.

Handschriftlicher oder persönlicher Aufschluß ist da theils unmöglich, theils unsicher. Die Zahl der Theilnehmer am Werke des Verf. ist dazu auch zu groß und die Orte der Betheiligten sind meist zu entfernt. Auch ist ja die druckschriftliche Eröffnung ohnehin hier die verbürgteste und überzeugendste, und bringt uns Leipzig 7000 Artikel im Semester, so wird ein kleiner Artikel noch dazu unsre Reputation als eines Schreibervolks nicht sehr vermehren.

Viertes Fragment.

Die Wahl.

1.

Der Verf. kam zu seinem Werke nicht von ohngefähr. Er studirte zu Göttingen und Halle, um sich zum Manne der Wissenschaft zu bilden, nicht weil sein Vater, selbst ein solcher, ihn dazu bestimmte, sondern weil sogleich die ersten Vorträge J. G. Eichhorns und Plancks des Aeltern ihn durch ihre Gründlichkeit und Genialität zum Forschen aufforderten. Auch in Planck entdeckte er diese Anlage, und nur in andrer Färbung und schwächerm Schimmer, als später selbst im todten Buchstaben bei Spittler. Sein wissenschaftliches Hellsehen bis in die ätherischen und doch nur irdischen Fäden der Intrigue und der Weltklugheit der Machthaber in der kirchlichen Politik, bei seiner naiven Freiheit von ihr, auf dem Fundament der anspruchlosesten Erforschung der historischen Urkunden seines Gebiets, hatte für den Verf. eine verborgene Anziehungskraft, welche in ihm selbst noch später beim Arbeiten auf dem eignen Gebiet fortwirkte.

2.

Der Verf. wurde indeß aus äußern Gründen nach vollbrachten Universitätsstudien Gymnasiallehrer, und zwar Lehrer der ersten Classe des K. Hannov. Domgymnasiums zu Verden für die Jahre 1820 bis 1823, erst außerordentlicher Collaborator, darauf — bei der Zufriedenheit seiner Vorgesetzten mit seiner Behandlung der Schüler — Subrector. Auch dieser Dienst war lange nach seiner Neigung. Das Leben der Jugend war sein eignes Leben, ihr Fortschritt in jeder Stunde eine Sache seines Gewissens. Er fand sogleich auch ihre Achtung und Liebe und bewahrte sie bis ans Ende. Die meisten der 22 Zuhörer in seinem ersten Collegium privatum zu Göttingen über die Einleitung ins Neue Testament waren seine frühern Schüler.

3.

Sein Gymnasialunterricht war jedoch in seinem Berufsleben nur ein vorläufiger. Seine Sprach- und Geschichtsstudien dienten ihm zur Vorbereitung auf die wissenschaftliche Erforschung des Christenthums. Diesen Zweck konnte er völliger nur an der Universität erreichen. Schon in seinem Religions- und Geschichtsunterricht am Gymnasium ging er unwillkürlich über die Fassungskraft der Gymnasialschüler hinaus, weßhalb ihm der Rector d. Z. schriftliche Vorstellung machte.

4.

Auch Rathgeber von anerkannter Einsicht waren für die Wahl der Universität. Der K. Hannov. Oberconsist. R. Sextro, früher Prof. d. Theol. zu Helmstedt, ein Mann von Wahrheit und Menschenliebe, prüfte zuerst amtlich den Verf. im J. 1820 vor dem Antritt seines Schulamts zum eventuellen Zweck seines Eintritts in das geistliche Amt, und rieth ihm Collegia zu halten, falls er die äußern Hindernisse beseitigen würde. Sextro's College Salfeld, Abt zu Loccum, verlieh ihm mittelst Schreibens nach Verden im J. 1821 die vierte vacant werdende Stelle im Hospitium zu Loccum, falls er, um eine höhere theologische Ausbildung zu suchen, Verden

verlassen und sich Göttingen noch nicht zuwenden würde, und rieth ihm, nach beseitigten Hindernissen, zu letzterem.

5.

Er bat darauf im J. 1823 um seinen Abschied aus dem Schulamte. Die damalige K. Provinzialregierung, jetzige Landdrostei zu Stade bewilligte solchen unter Bezeugung ihrer Zufriedenheit mit seinem Dienste durch ein nicht erbetnes Dargebot einer außerordentlichen vierteljährigen Gehaltszahlung, und attestirte ihm später im J. 1831 urkundlich seine untadelhafte Verwaltung des Schulamts.

Fünftes Fragment.

Die Opfer.

1.

Wer da Häuser oder Brüder u. s. f. meines Namens wegen verlassen hat, wird Hundertfältiges erlangen, nämlich das selige Leben erben, spricht Christus. Das selige Leben ist unser Beruf für die Brüder auf Erden und im Himmel: — denn die Liebe, die im Beruf ist, bleibt auch im Jenseits (1. Kor. 13, 8.): — aber nichts mehr statt Hundertfältiges erlangen wir durch unsre Opfer für ihn, sind wir vor der Zeit für ihn todt, ja bei lebendigem Leibe und Geiste todt, und gehören wir zu den Todten, welche die Todten begraben.

Der Verf. opferte für die Universität zuerst sein höheres Gymnasialamt mit Haus und Hof und 700 Rthln. jährlichen Einkommens, darauf die ihm zugesicherte Klosterstelle mit sorgenfreier Subsistenz, dann die feste Bahn der Wirksamkeit voll Nutzens und Ehre, den socialen Verband des Gelehrten im Amte, und die Aussicht auf immer weiteres Fortschreiten auf dem Wege des gesicherten Dienstes für die Gemeinschaft, welche sowohl für seine einstigen Collegen am Gymnasium, als für die strebsamern Mitglieder des Klosters sich bis auf diesen Tag verwirklichte.

Das waren seine ersten Opfer. Sein erster Lohn für sie war die Nachrede unter Mehren, er achte Geld und Gut und selbst sichre Subsistenz nicht und lebe bloß für Ideen. Jetzt zeiht ihn niemand mehr der Nichtachtung von Geld und Gut und des Lebens bloß für Ideen.

2.

Die folgenden Opfer waren Dargebote und Darlehen seiner nächsten und entferntern Verwandten, Jugendfreunde und Berufsfreunde von Jahr zu Jahr, und die 25 Jahre hindurch ertragene niederste Stellung eines studirten Mannes, — welche noch von Wenigen gekannt ist, welche hinter der Stellung des Schul- oder Pfarrcollaborators zurücksteht, und welche vom Manne des Fortschritts und des Wirkungskreises in der Wissenschaft nur als Uebergang gewählt wird.

3.

Auch der Verf. wählte sie als Uebergang. Er verließ *sich* dabei auf die Geschichte und Erfahrung. Die Geschichte lehrte ihn: die tauglichen Licentiati der Klosterschule des Mittelalters wurden zuerst zu den Lehrstellen der Universität berufen, welche aus der Klosterschule entsproß; die außerordentlichen Lehrstellen der größern Universität wurden später fundirt, damit die um sie verdienten Licentiati in sie einträten; die Probevorlesungen derselben bei den Facultäten wurden zuletzt angeordnet, damit sie ihre Qualification für das Lehramt nachwiesen, und sie bewährten diese durch eine Reihe nachfolgender Lehrvorträge, damit sie zu ihm bestellt würden. Die Erfahrung aber sagte ihm: die Nichtbestellung dazu bis an's Lebensende wurde dagegen das Loos derjenigen Licentiati der größern Deutschen Universitäten, welche sich mehr für die Praxis, als für den Aufbau der Wissenschaft in Wort und Schrift bewährten, oder deren Leben und Wissenschaft nicht in Einklang gefunden wurden.

Sechstes Fragment.

Die Wirksamkeit durch das Wort.

1.

William Allen in Oxford erweichte durch das Wort die härtesten Herzen in Europa für die leidende Menschheit und für Stiftungen zur Veredlung unseres Geschlechts. Elisabet Fry war durch Wort und Person eine Prophetin des Lebens für die in der Sünde Begrabenen in Newgate. Und nationale Acte waren oft die Reden nicht bloß Englischer Parlamentsredner, auch Deutscher Volksvertreter in Frankfurt oder Berlin, Dresden oder Hannover, auch wenn sie zur Zeit noch ohne Erfolg blieben. Große allgemeine Gesinnungen verkörperten sich in ihnen, und diese übten unsichtbar einen stärkenden und beruhigenden Einfluß auf Hörer und Leser.

2.

Auch die Wissenschaftslehre steuert zur Aufrichtung der Leidenden, ist sie zugleich Lebenslehre, schafft sie in Christi Geist ihre Jünger zu Männern der Wahrheit und Gerechtigkeit; denn jeder solcher ist eine Gnade Gottes für Mitwelt und Nachwelt. Aber der Erfolg ist hier langsam und unscheinbar, und bald gar keiner mehr, wenn der Glaube der Jünger das Haupt erhebt, die Lehre sey dem Staat und der Kirche nicht nützlich befunden. Denn sie wirkt nicht wie das Manna der Hebräer in der Wüste, noch wie Äolsharfen und Orpheusklänge. Sie nährt das übersinnliche Leben nur, da wo ihr nicht allzu materiell das sinnliche widersteht und den Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit verleidet. Während die Göttin der Phantasie und des Sinnenrausches von Anbetung und Luxus übergossen wie ein Mährchen dahin fährt, sitzt der Gelehrte auf seiner Dachstube, ruht auf Gedanken aus dem ewigen Leben und wird dafür von den Gassenläufern verhöhnt. Das ist unsre irdische Wirklichkeit. In ihr wirke einmal ein Gottesgelehrter, bis er zu den Vätern versammelt wird, rein und allein durch den Geist.

Die frühen reformatorischen Ideen,

3.

sagt man, waren der Lehre schädlich, sie kam damit vor der Zeit, Reformen vor der Zeit, wie Kaiser Josephs des Zweiten, sind Reformen zur Unzeit. Allein die Lehre wußte, was sie wollte. Sie war im Wort keine andre als in der Schrift, im Wort nur frei von der Buchsprache, angethan mit dem Kleide des Lebens, voll empirischer Erläuterung und humaner Anregung, damit sie schneller und sicherer zu Grundsätzen und Gesinnungen würde in den Hörern, als sie dazu mittelst der todten Buchsprache, selbst der musterhaftesten, werden kann. Sie wurzelte im Geiste Christi, und der ist allerdings reformatorisch. Diesen fand sie in der blühenden Saat seiner religiös-sittlichen Grundsätze, welche sie von einem Athemzuge Christi zum andern aufspürte, zu Einer Anschauung sammelte, und mit nicht nachlassender Consequenz den Hörern vor den Anblick stellte. Dieser Geist ist aber die Wahrheit und das Leben. Daher leibte und lebte die Lehre in Gründen und Beweisen, — denn ohne diese hat die Wissenschaft keine Wahrheit, — und in praktischer Nutzanwendung, — denn ohne diese hat die Wissenschaft kein Leben.

4.

Und sie warnte die Hörer vor dem Schein und Schleier, und ermahnte sie zur Religion und Sitte aus Ueberzeugung, beschwor sie, nicht die Schule und Autorität zum zureichenden Brote in der Wissenschaft zu nehmen, sondern den Grundsätzen „der Deutschen Theologie" und „der Reformation der Kirche" (s. „Das Verhältniß" rc. §. 29.) die höhere Ehre zu geben.

5.

Der allgemeine Typus der Lehre war für alle Vorträge sich gleich — in Anordnung und Beweis, Maß und Licht der Gedanken, nachdem sie zu ihrer Reife gedieh; ihre besondre Gestalt — in Erkleidung und Erläuterung der Gedanken —

erhielt sie dagegen in jedem Vortrage selbst, nachdem auch solche in ihren Grundzügen zuvor durchgebildet war. So aber war solche doch in jedem Vortrage neu. Der in jedem neue Antrieb des Geistes erzeugte in jedem die neue Form, für Redner und Hörer. Jeder spätre Vortrag war daher vollkommner als jeder frühere. Auf dem Gebiete des Geistes Christi ist ein sich Aus-lehren in der Schule so unmöglich, wie ein sich Aus-predigen in der Kirche. Der Geist Christi ist eine unausschöpfliche Fülle immer neuer lebengebender Gedanken und Formen.

6.

Die Zahl der Hörer war dabei ohne Einfluß. Fünf Hörer waren da so viele wie fünfzig. Der Gedanke bewegte sich gleichmäßig in seiner nativen Gestalt von seinem Anfange bis zu seiner Ruhe. Nur das Ende vor dem Ende lag wie ein dicker Nebel zuletzt auf der Seele. — „Nachtheiliger aber als der Nebel waren vielleicht

humoristische Digressionen.“

7.

Es waren aber nur Blumen oder Nesseln am Wege. Die Lehre ging, wie immer, in das Historische ein, fand da auf der breiten Heerstraße der Unvernunft Fourier'sche Phalansterien oder gar Weitling'sche Fallstricke für die Dämonen, welche das geprägte Gold erfanden; da versetzten dann nicht Digressionen des Redners die Zuhörer in Heiterkeit, sondern die schiefen Wege Fourier's oder Weitling's, vor welchen er doch auf seinem Wege Geradeaus nicht das Gesicht verbinden konnte. Oder er erläuterte die Physiognomien der Zeitalter von Flacius oder Crell bis Bahrdt oder Edelmann; da sprang ja von selbst Eins hervor, was ohne Zungenbeten den Hörenden zu Herzen ging. Dazu die Legionen Tages- und Nachtgestalten der Dogmen- und Ketzergeschichte, die Esels- und Dreikönigsfeste der römischen Kirche in der Finsterniß, dazu die Predigten mit dem Osternlachen und pfingstfestlichen Hah-

nenkrähen, wie sie Schuler in der Geschichte des Geschmacks im Predigen aus Actenstücken nachweist u. s. w.

Die Beispiele zur Ideenerläuterung wählt aber der Theolog sowohl aus theologisch-historischer Wissenschaft als aus der Völker- und Menschengeschichte u. s. w. Trifft er da die stechendsten und als solche erläuterndsten, geht der Contrast der Gegentheile durch die Sinne in den Geist, wie in jeder lebendigen Rede, welche diese ist, so erschrickt der Geist über seine rohe Natur oder Unnatur im heitern Gefühl seiner Unschuld an ihr, und Gott selbst hat ihm das natürliche Lachen gegeben — zur Waffe gegen den Schreck und Schmerz, auf daß er nicht darin unterginge, und nur der ganz Entartete und Untergegangene lacht nicht mehr.

8.

Auch unsre Nationalvertreter in den Ständesälen laben sich bei ihrem erhabnen Geschäft, sey es am springenden Wasser, das den fehlenden Regen ersetzen will, oder am unschuldigen Strohfeuer, das Mauern und Wälle bedroht. Sollte nicht auch das noch nicht so ernste Studium Milch mit etwas mehr Salz vertragen? — Sollte das schon die erhabne Würde des Lehrstandes berühren, oder das Heiligthum der Wissenschaft profaniren? —

Gott selbst schafft Riesen und Zwerge, Maulwürfe und weiße Elephanten, jagt durch Thiergesichter und Wolkenköpfe dem unverdorbnen Menschen das Lachen ein. Will der Mensch weiser seyn als Gott? —

Was für sprudelnden und deutsch-derben Witz spüren wir in Luthers Schrift und Wort! — welche Satire auch und Ironie in Melanthons Apologie! —

Das Humoristische oder Rhetorische war nicht um seiner selbst willen. Der Geist erheiterte sich und der Mund redete zur L e h r e und immer wieder zur Lehre, und zählte die Gedanken vor und nach, deren sich Redner und Hörer von Vortag zu Vortag bemächtigten, vorbereitend und wiederholend, nicht bloß die allgemeinen, auch die besondern Gedanken, damit wir bei jedem

Ende wüßten, was wir mit uns nach Hause nähmen, und bei jedem Anfange sähen, was wir zu erwarten hätten. Sprachliche oder geschichtliche Data, moralische oder dogmatische Gedanken u. s. dienten dem Interesse an dem Wahren und Menschenwürdigen überhaupt, und die Wissenschaft wurde Leben.

Am besten zeugen für den Weg und gegen die Digression

die Jünger der Lehre selbst.

9.

Der Weg der Lehre lief geradeaus und nicht durch Wände noch über Dächer. Sie drang da ein, wo sie Adern fand. Beweis und Praxis gaben ihr Erfolg. Das wissen und bezeugen auch höhere und erfahrungsreiche Geistliche, auch des hannoverschen Landes, darunter Leiter der Uebungen künftiger Diener des Evangeliums, und Mitglieder der Behörden von Deutschem literärischen Namen — Männer, welche vor Allen den Baum an den Früchten erkennen. Denn die Lehre bedarf des Zeugnisses. Handschriftliche Erklärungen solcher Männer selbst liegen dem Verf. vor. Da heißen z. B. in einem Schreiben dieses Jahrs Jünger der Lehre, — auch mit Namen und Amt bezeichnete, — welche sie am selbstständigsten in sich aufnahmen, „Männer von höherem Ernste, vielseitiger Strebsamkeit in der Wissenschaft, überzeugungsvollem Glauben an die evangelische Wahrheit, klaren Begriffen, hervorstechender praktischer Befähigung" u. s. Oder laut eines andern Schreibens vorigen Jahrs hat nicht bloß des Verf. „literärische," auch dessen „akademische Pflege der Wissenschaft" „die wahre und freudige Hochachtung" eines ersten Mannes der prüfenden Behörde des hannoverschen Landes in Anspruch genommen. Oder es hat früher ein andres Mitglied derselben Behörde ihm aus den amtlichen Büchern eine Reihe befriedigendster Censuren solcher Hörer der Lehre vorgelesen, welche Jahre lang täglich seine Vorträge benutzten, und er selbst bewahrt eine Reihe Schreiben Solcher — als Zeugnisse theils von ihrer wissenschaftlichen und praktischen Fortbildung, theils von ihrer

Amtsführung an Kirchen und Schulen des hannoverschen Staats und andrer deutschen Länder.

Zehn Jahre — von 1824—1835 — ließ die Lehre sich hören, und die Hörer mehrten sich, aber ein Anstoß erfolgte nicht. Da kam

die mündliche Kritik.

10.

Wir Alle fehlen mannigfaltig. Das J. 1835 brachte einen Vortrag über die Fehler der neutestamentlichen Exegese, — einen Vortrag, doch den ersten und letzten, der selbst zum Fehler wurde, doch in der Zeitlänge in den Strom der Lethe sank.

11.

Der Verf. verwechselte die Menschen wie sie seyn sollen mit den Menschen wie sie sind. Er vertraute, die Wahrheit liege so werkthätig in ihren Seelen, wie sie eidesfest in ihren Büchern steht, und Fehler zu sehen und in der Wahrheit weiter zu gehen, dazu leite sie ihr guter Genius, mögen sie an sich selbst sie finden, oder sie bei Andern suchen, und nur was wir wollen hören, könne uns bekehren.

12.

Doch war sein Urtheil nicht persönlich.

Er war als Studirender im philologischen Seminar zu Göttingen. Da rügte der Prof. Welcker die Fehler des Gen.-Sup. Ruperti zu Stade in dessen Commentar zum Juvenal stündlich in den aufgetriebensten und accentuirtesten Formen. Die von Christo verbotnen Worte (Mt. 5, 22.) erschienen schwach. Des bloßen Juvenals wegen, oder der alten lateinischen Metrik und Syntax, poetischen Eleganz oder Lascivität zu Ehren solche Schmach auf Einem christlichen Geistlichen und solche in jeder Stunde — war doch schon damals dem Verf. zu viel.

13.

Die Kritik des Verf. betraf die Exegese mehrer auswär-

tiger Gelehrten und zweier Mitlehrer zu Göttingen. Die auswärtigen nannte die Kritik zum Theil, wenn sie, wie Paulus oder Fritzsche, mit dem kühnsten Anspruch herankamen, mittelst bloßer Sprache und Geschichte und eigner Vernunftideen Christum zu verstehen: die Mitlehrer verschwieg sie, — desto pflichtmäßiger, seit je kürzerer Zeit sie in ihre erste Lehrstelle traten; übergehen konnte die Kritik sie nicht, sie waren die Neuesten auf dem Gebiet. Hörer aus der großen Zahl erriethen indeß die Namen. Der Kritiker las Stücke der Commentare von Wort zu Wort vor, denn er erörterte die Widersprüche der Exegese mit sich selbst. Das Errathen der Namen wurde ihm kund, als die Kritik zu Ende war.

Der Anstoß war da. Aber das Urtheil, das ihn erregte, war sich gleich — bei Mitlehrern am Ort und Gelehrten draußen. Es lautete dahin: ihre Exegese sey principlos, ihre Sprache und Geschichte u. s. f. seyen bloße Hülfsmittel, den Geist Christi verstehe die Exegese nicht, vage Ahnungen genügen nicht, den Sinn des jüdischen und des christlichen Bewußtseyns unterscheide sie nicht und Principien der Unterscheidung beider kenne sie nicht; ebenso fehle ihr die Form: auf den Sinn hinleiten, ihn sprachlich=historisch erläutern und ihn im Geiste Christi auslegen, unterscheide sie nicht, leide dabei an Wortüberfluß und Gedankenmangel, Inconsequenz und Resultatlosigkeit, oder bringe uns Resultate, welche uns nichts nützen und uns in der wissenschaftlichen Erkenntniß des Christenthums nicht weiter bringen.

14.

Die Beweise gab die Kritik nach wörtlichen Auszügen aus den Commentaren der Evangelien vom ersten Capitel der Bergpredigt an, und der Briefe vom ersten Capitel des Römerbriefs an. Die Exegese des Johannesevangeliums überging sie, solche wollte sie nächstens druckschriftlich beleuchten. Eine wissentliche Unwahrheit war die Aussage, die Kritik habe sich noch auf mehre Mitlehrer bezogen außer auf die beiden Verfasser von Commentaren zum Römerbriefe, und eine Ver=

letzung des guten Namens war die Nachrede, sie habe auf Namen angespielt, oder sich irgend welches persönlichen Ausdrucks bedient, oder sie habe Opposition gemacht gegen die übrige Theologie am Ort.

15.

Wohl schätzte indeß die Kritik die gute Seite der Commentare nicht hoch genug, die Anerkennung einiger sprachlich-historischer Leistung war wohl zu wenig. Später ging sie weiter und sah den christlichen Geist auch in Exegeten, welche ihn nicht erkannten noch nannten.

Auch stand der Verf. seit dem Tage des Anstoßes von der Kritik der Mitlehrer ab — nicht bloß aus Uebereinkunft oder örtlichem Motiv, sondern aus Gewissen. Die Erfahrung der Vergeblichkeit der Nichtnennung, der Mißdeutung nach der Entdeckung der Namen und des Beharrens der Gelehrten aller Orten bei ihren Ansichten, bewog ihn, positiv den Hörern von Semester zu Semester die Wissenschaft darzulegen und die Gegensätze stets nur in so weit zu berühren, wie es zum Erläutern und Beweisen der Wissenschaft selbst unentbehrlich war. Ja er machte es sich zur Pflicht und Aufgabe, die guten Seiten der Literatur zu längerm Beharren im Collegium hervorzustellen, um auch an diesen die Liebe zum Studium zu nähren. Auch seine neuesten Schriften geben davon Zeugniß.

16.

Der Vorwurf ist jedoch schon vordem verstummt, und jetzt heißt es, 15 Jahre seyen eine halbe Generation, nach ihr rechne man unter der flüchtigen Erdensonne nicht mehr mit dem Menschen, der kein Uebelthäter sey, und der Irrthum einer Stunde sey bei 25 Jahren Arbeit für die Wahrheit nicht mehr anzuschlagen.

Die schriftliche Kritik

17.

der Johannescommentare darauf war ganz unverfänglich. Sie legte schon deren gute Seite aus — mit Hoffnung auf

Erweiterung, und erläuterte ihre Wesenheit und Gestalt — zum Zweck der Anschauung, und zwar der Richtungen und Standpunkte der Exegese. In solcher Kritik Persönliches sehen, hieße dem Kritiker die Augen verbinden, oder von jeder Kritik ihn abwenden. Doch selbst Olshausen, einer der am freiesten Gewürdigten, fand darin nichts Persönliches. Er bezeichnete den Verf. laut eines Schreibens an diesen für seine Stelle zu Königsberg beim Abgange nach Erlangen dem Herrn von Altenstein zu Berlin, welcher indeß Eine Partei damals bevorzugte, besuchte den Verf. im J. 1838 auf einer Durchreise zu Göttingen, und erklärte ihm da auf's zuvorkommendste wörtlich: „man erkenne in Preußen, daß das Werk des Verf. über das Evang. Johannes' viel Wahres enthalte, die strenge Beurtheilung seines Commentars darin aber sey ihm selbst gar und ganz nicht unerwünscht.“

Auch Tholuck nahm auf die Kritik seiner Exegese doch einige nicht unheilsame Rücksicht. Zwar nannte er sie nicht, bewies aber in der neuen Ausgabe seines Johannescommentars, daß er sie kannte und einigermaßen benutzte. Denn er beschrieb zuerst ausdrücklich in dieser Ausgabe sein Verhältniß zu den zwei andern Commentaren, welche der Verf. außer dem Tholuck'schen der Kritik unterzog, und beschrieb es im Grundtypus ebenso, wie es in dieser zuerst charakterisirt war (vrgl. die Vorr. z. Tholuck's Johan.-Comment. v. 1837. 1844. mit des Verf. Ausleg. d. Ev. Joh. v. 1837. S. 1. Note **), und Geist und Form der neuen Ausgabe erschienen mehr und mehr aufgeklärt und gereinigt.

18.

Zwar wird eines jeden Werk im Feuer offenbar, ob es von Metall und Marmor, oder von Holz und Rohr sey. Aber das Feuer muß sichtbar werden, damit das Werk in ihm offenbar werden könne. Daher muß es der Baumeister entdecken. Denn auch Eisen schmilzt, ja verdunstet bei steigender Hitze, wie uns Oersted lehrt. Das Feuer sind hier die Bedenken, und solche desto bedenklicher, je trübrother der Himmel ist.

Außer der Kritik steht, ist es rein und objectiv,

das wissenschaftliche Interesse.

19.

Der Mensch fühlt sich wie Gott, ist er über das bloße Natürliche emporgetragen und in die Welt des Bewußtseyns eingezogen. So in jeder Großthat für die Brüder, im heiligen Kusse der Christenliebe, im heiligen Eidschwur, im Gebet, wie es Thomas v. Kempen oder Spener betete, oder wie es die Flüchtlinge Dresdens im siebenjährigen Kriege auf dem Felde vor der brennenden Stadt aushauchten, und wie wir es im Jahrhundert der Wissenschaft im gewußten Glauben wieder beten.

Ein ähnliches Gottesgefühl ist die innerste wissenschaftliche Begeisterung, nur gemäßigter und daher beharrlicher. Wer sie bei Nacht und Tage fühlen und neu fühlen kann für den Himmel der Gemeinschaft, auch dessen zeitliches Leben ist geborgen; denn sie ist das lebenstärkendste, was es nach dem Gebet und nach den Thaten der Liebe zu den Brüdern gibt. Es liegt eine geheimnißvolle Ruhe und sanfte Freude darin, welche an den Verklärungsberg Christi erinnert. Ein Grund mit, warum die wahren Gelehrten ein hohes Lebensalter erreichen.

20.

Zu bedauern sind wir dagegen, wollen wir für uns allein wissenschaftlich begeistert seyn, wie die Mönche auf Monte Santo, welche, obgleich sie Legion sind und das Volk lehren, doch Gott nur für sich allein recht anbeten wollen. Und wenn der Graf Münster Berzelius' Chemie aus dem Fundament verstand, so lag in seinem Verständnisse doch nur eine halbe Begeisterung, weil es ja doch der Gemeinschaft nicht zu Nutze kam. Für sich soll jeder auch seinen Theil haben, aber auch nicht ihn für sich allein, geschweige Alles was er hat. Auch die Inseln sind nicht für Einsiedler.

21.

Die Lehre des Verf. wurde getrieben vom Interesse an der Wissenschaft und trieb solches in Anderen. Sie ist Aufbau zum Leben, durch's Bewußtseyn im Bewußtseyn, im rechten Geist und Aeußern, auf dem Grunde des Geistes Christi.

22.

Die Aufnahme der Lehre war nicht aufs Gerathewohl. Im letzten Sommer hielt der Verf. sein 90stes Collegium, sämmtliche Collegia, meistens privata, vor mehr als 2000 Hörern. Deren meiste stehen an Deutschen Kirchen und Schulen. Seine Collegia wurden alsobald nach den ersten Vorträgen mehrseitiger benutzt, als sich in seiner Stellung erwarten ließ. Ein Mann von hohem Herzen und Verstande, J. G. Eichhorn, erkannte es, und wählte ihn im J. 1825 zum Stellvertreter in der Auslegung der Psalmen, welche er nach einer Erkrankung nicht vollendete. Der Gewählte vollendete sie im halben Wintersemester vor 180 Hörern — zur Zeit der größten Frequenz der Universität. Im zweiten Jahre darauf starb Eichhorn.

23.

Der Verf. lehrte in den 90 Collegien die Einleit. ins A. u. N. T., die Auslegung des N. T., hebräische Geographie, Geschichte und Alterthümer, die Geschichte des Messiasglaubens, die biblische Theologie, die neuesten Systeme der Theologie, und in den letzten Jahren das Leben Christi, die Geschichte der symbol. Bücher der lutherischen Kirche und die christliche Lehre vom Staat und von der Kirche.

Die beharrendsten Gegenstände seiner Forschung waren die Auslegung des N. T., der biblische Glaube und die systematische Theologie. Jenen lehrte er, nachdem ein Verein Studirender ihn darum anging, deren Namen er nicht bloß in seinen Tagebüchern hat. Diese zu lehren war ihm nicht vergönnt.

Die Dauer des Lehrens ohne äußern Beruf diente zur Vorbedeutung bis ans Lebensziel, überstiege nicht das so lange

Lehren ohne ihn die menschliche Kraft. Auch die Privatcollegia wurden indeß selbst in den letzten Jahren immer noch von einer Auswahl benutzt, obgleich er da zumal nach Stellung und örtlichem Verhältnisse auch keine Auswahl mehr erwartete. So war er noch im letzten Semester vor seinem Abgange nach Halle im J. 1846 = 47 mit 8 Zuhörern im Privatcollegium zum Leben Christi vereint, und im ersten Semester nach seiner Rückkehr von dort i. J. 1848 wieder mit 13 Zuhörern in einem gleichen zur Geschichte der Symbole der lutherischen Kirche u. s. w.

24.

Die Hörer offenbarten ihr wissenschaftliches Interesse nicht bloß durch Frequenz und Fleiß, sondern zu Zeiten noch durch Zeichen, wie sie beim Theologen mit dem Namen des Verf. nicht üblich waren. In den Jahren 1835. 1836. und 1839 überreichten ihm drei größre Vereine kostbare Weihgeschenke, veranlaßten ihn zu achtungsvollen Zusammenkünften, und Einzelne beschrieben seinen Lehrvortrag in öffentlichen Blättern. Zwar war solche Beschreibung ihm selbst nicht erwünscht; er hielt solche Blätter nicht für das Mittel, um eine Wissenschaft, welche eine theologische hieß, der Gemeinschaft nutzbarer zu machen, und das Gute thun, war ja stets etwas noch weit freudigeres, als es sich nachreden lassen. Die Beschreibungen zeugten indeß mit dafür, daß die Lehre nicht zwischen die Dornen fiel.

25.

Auch an der Universität Halle hielt er im J. 1847 zwei Collegia — zum Beweise der Aechtheit der Reden Christi aus innern Gründen, und zur Erläuterung der christlichen Lehre vom Staat. Auch da waren doch die Vorträge über die Aechtheit der Reden Christi zahlreich besucht.

Er ging indeß nicht nach Halle, um dort zu bleiben, sondern um zu prüfen, ob er da bleiben müßte. Das Ergebniß war nicht gegen die Erwartung. Denn ohne Erwartuug ging

er hin. Es kommt aber oft etwas über Erwartung und noch mehres wider sie. Auch dieses Glück trat hier nicht ein.

26.

Das Persönliche hat Anspruch auf allgemeinere Mittheilung, da wo es um den Beruf des Menschen sich handelt, da wo das Persönliche selbst diesen betrifft, oder wo es im öffentlichen Leben sich bewegt, dann aber kein bloßes Persönliches ist.

Der damalige Reg.-Bevollmächtigte und Curator der Universität Halle, Geh. Ob. Reg. R. Pernice that was er konnte; dem Verf. bewies er sich gerecht, ja ganz gerecht. Er lernte den Verf. erst nach seiner Ankunft dort kennen, prüfte sein bisheriges Leben, verlangte einen Attest vom damaligen Königlichen Reg.-Bevollmächtigten der Universität Göttingen. Dieser hörte das Gutachten der theologischen Facultät daselbst. Solches bezog sich auf „die Persönlichkeit, Lehrthätigkeit und Führung" des Verf. Der Curator eröffnete ihm schriftlich das Resultat. Dieses lautete: „die von der theol. Fac. (zu Halle) erhobnen Bedenken seyen durch den von Göttingen eingelaufenen Bericht über „seine Persönlichkeit, Lehrthätigkeit und Führung" vollkommen erledigt" u. s. w. Diese schriftliche Eröffnung erweiterte der Curator später mündlich und wörtlich am 20. Dec. 1846 dahin: „der von Göttingen eingegangene Bericht sey in jeder Hinsicht so vortheilhaft, ja ausgezeichnet, daß er nicht sehe, was man am Verf. noch auszusetzen habe."

27.

Der Curator war den Mitgliedern der theol. Facult. zu Halle befreundet, welche der ausgebreitetsten Wirksamkeit sich erfreueten, beschleunigte dadurch und auf jede Weise die Zulassung des Verf. daselbst, machte ihn mit den Paragraphen des Gesetzes bekannt, welche die Rechte des Doctors der Theologie enthalten, bezeugte durch wiederholten Besuch beim Verf. sein fortwährendes Interesse an seiner Laufbahn, und gab ihm jede wünschenswerthe Anweisung für sein neues Verhältniß.

28.

Solches fand aber dennoch schnell sein Ende. Der Grund des schnellen Endes war: er sollte auch in Halle einige Jahre ähnlich erst wirksam seyn, wie in Göttingen, bevor er eine feste Stätte des Wirkens fände. Die einigen Jahre waren in seiner Lebenszeit schon viele; seine äußern Opfer für die Universität waren erschöpft oder, konnte er neue schöpfen, die Menschen bürgten ihm nicht, daß nichts Hauptsächliches oder Nebensächliches dazwischen käme. Gott aber hat eine zu große Haushaltung im Universum, als daß wir ihm vorschreiben können, es solle ihm namentlich auch daran liegen, daß der und der Clemens oder Ignatius, Kriton oder Änesidem in dem und dem Lande, Orte, Zeitalter, Umfange, auf dem Planeten Erde so sein Wesen habe, wie er selbst nach seinem Wesen verlange.

29.

Die **providentia specialissima** ist nicht bloß über Menschen, Völkern, Erden, sondern auch in ihnen, — in ihnen aber schafft sie durch den Einen Vieles, durch den Andern Weniges, durch Alle aber Alles. Bleibt daher auch der und der Borromeus oder Icilius zurück, so ist Gottes Rechnung doch voll und bezahlt. Auf jedem einzelnen Planeten haben zunächst die Menschen selbst mit sich abzurechnen, und darin hat das Wort sein Recht: hilf dir selbst, so hilft dir Gott, wobei im christlichen Sinn Gott als der Ursprung der Hülfe nicht ausgeschlossen und als das Ende derselben allein gesetzt ist. Gott in und über dem All der Planeten verlangt dann aber am Sterbetage eines jeden Rechenschaft von einem jeden, auf der Erde und über der Erde. Und wahr bleibt: „von jedem unnützen Worte sollen die Menschen Gott Rechenschaft geben am Tage des Gerichts.“

Siebentes Fragment.

Die Wirksamkeit durch die Schrift.

1.

„Gott der Herr brachte allerlei Thiere zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete; denn wie er sie nennen würde, so sollten sie heißen.“ Also gab Gott dem Menschen die Sprache, d. i. — christlich verstanden — Gott selbst im Menschen (Apgsch. 17, 27 ff.) bewegte also Leib und Seele des Menschen, daß er die Zeichen der Dinge in sich trug, und gestaltete also die Dinge, daß er ebenso sie außer sich sah, und sie nach beidem sich selbst und Andern in Lauten verkörperte. Die Laute aber wollte er auch sehen, das Gesicht wollte Theil haben am Genusse des Gehörs, und Andre sollten sie mitsehen. So kam er durch Gott in sich auch auf die Schrift.

2.

Gott aber gab uns beide, die Sprache und die Schrift, nicht damit wir „unsre Gedanken verbärgen,“ sondern damit wir sie offenbarten. Gott gab uns also freie Sprache und Schrift, zum Guten für die Gemeinschaft, und unfrei werden sie durch uns, zum Bösen gegen sie, und dann beschränken uns die Mächtigen im Staat in Gottes Namen und hemmen unsre Sprache und Schrift. Oder sollen wir ungehemmt die zehn Gebote durch sie übertreten? — ungehemmt sagen oder schreiben, Gottes Name sey nicht heilig zu halten, die Kinder brauchen Vater und Mutter nicht zu ehren u. s. f.? —

3.

Das Volk oder der wahre Israel verdammt auch den Mißbrauch der Presse und fordert die Hemmung, wenn die Bosheit oder die Unvernunft das Wort nimmt, und verwirft sie, wenn Herrschsucht oder Gespensterfurcht den Damm wirft. Es sey denn, daß die Leser der Schrift spüren, wie eine der Seelenkrankheiten im Spiel ist, welche Esquirol im Werke sur

les maladies mentales in redenden Bildern uns vorführt. Dann bedarf es nicht der Hemmung.

4.

Doch nicht bloß die böse Schrift, auch die häufige Schrift ist Mißbrauch. Auch das Vielschreiben ist ja vom Uebel. Jedem Semler oder Gabler, Paulus oder de Wette dankten wir das mehrfache Gute, hätte jeder den kleinsten Theil seines Nachlasses uns geboten und dann so viele Jahre daran gearbeitet, wie jetzt Monde. Wir sind nicht undankbar. De Wette z. B. gab uns als Kritiker sehr gewählte Facta und scharfe Gedanken, zumal in seinen Einleitungen in die heil. Schrift. Aber das heldige Ringen mit dem Zweifel bis zum Siege fehlt — selbst dieser männlichern Natur, um die Gedanken von ihrem Anfange bis zu ihrer Ruhe — selbst nur auf de Wette'schen Standpuncte — fortzubewegen, damit die Zweifel des gutsinnigen Lesers nach allen Seiten flüchtig werden, und das reine Lichtbild der Wahrheit emporsteigt. U. s. w.

5.

Der Verf. schrieb in 25 Jahren sieben größere oder mittlere und fünf kleinere oder kleinste Bücher. Er schrieb auch das kleinste, z. B. die 50 Seiten Vorträge über den Geist, nicht in 500 Stunden. Daher sind auch die kleinsten nicht vergängliche Blätter für den Sohn der Wahrheit, der im Strom der Zeit das Bleibende findet. Dennoch sind sie nicht vollkommen, und verlangen für sich hier ein weiteres, dort noch ein durchsichtigeres Gewand. Damit tritt aber der Verf. im Geist vor seine jüngern Wissenschaftsfreunde in der Ferne, und fleht sie an, sie wollen in dieser Zeit hell und groß schreiben, die Gedanken krönen und die Worte schwächen, und nicht mit der Schrift nachfolgen, wenn sie nicht mit dem wachesten Verstande und dem reinsten Herzen vorangingen (s. Fragm. II, 4.). Ein Blatt mit einem Gedanken in Kraft fürs Leben ist mehr Dienstes für die Brüder, als tausend Blätter mit Meinungen in Schwachheit.

Schreiben wir so, dann bleiben Weise und nehmen die Schrift auf, vor welcher die Menge vorübergeht.

6.

Dennoch thut's der Geist nicht durch sich allein. Denn die Menge hat Gewalt über uns. Sie sieht bloß die Farbe. Heißt es, der Autor ist schwarz, er hat die Farbe des Jesuiten, oder sein Christenthum sieht nur so aus wie er selbst, so schweigen die Leser der Menge, und die Nichtleser gehen in den Wald. Bücher und Geister der Bücher allein können sich nicht retten. Das weisen die Zeichen der Zeit.

7.

Daher beruft zuletzt auch der Gewissenhafte Namen, damit denn die Namen auf die Sache leiten und ihren Beweisen das Gehör erweichen. Und so schwer es wird, so ernst es mahnt, trotz jedem Sträuben.

8.

Weise sahen die Arbeit des Verf., würdigten sie, und behielten sie für die Literatur. Sie machte Anspruch bei Gott und Menschen auf Bewegung und Fortschritt — in Princip und Form, Beweis und Ergebniß. Die Kritik der Weisen war theils nicht gegen den Anspruch, theils für ihn. Die Annahme oder Abweisung, welche bloße Versicherung ist, gehört nicht zur Kritik. Die Dokumente der Kritik sind eingesehen.

9.

Wie weit der Name der Arbeit getragen wurde, ist gleichgültig; ein Almosen aus dem Herzen der armen Witwe im Gotteskasten ist kostbarer bei Gott und den Weisen, als ein Literaturname von der Ostsee bis zum Mittelmeer: aber nicht gleichgültig ist, wie weit sie genutzt wurde, und da interessirt es die einst auch äußerlich näher mit dem Verf. Vereinten: ein Gelehrter aus Norwegen theilte vor Jahren dem Verf. mit, daß „der Religionsglaube der Apostel" dort gelesen sey, und sein Oheim, der Med. R. Matthäi, erzählte nach der Rückkehr von Wien, daß östreichische Geistliche beim Hören seines Namens ohne Achten auf den Zunamen ihn fragten, ob

er der Verf. „der Neuen Auslegung der Bibel" sey. Doch die Welt ist groß, das Feld des Gelehrten klein. Für die Welt ist ein Buch mit fünf Lesern in Oestreich oder Norwegen noch nicht mehr als ein Bach mit fünf Blümchen Vergißmeinnicht. Nicht auch Leser oder Land, nur das Ja und Amen des Gewissens zu den Gründen und Wahrzeichen des Geistes ist die Bürgschaft des Nutzens, den wir für Leben und Sterben aus Menschen und Büchern schöpfen.

10.

Genügender als Einzelne zeugen Corporationen. Im J. 1833 eröffnete die Corporation der Gelehrten, welche „die Baireuther Annalen für die gesammte Theologie und christliche Kirche" schrieb, dem Verf.: „sein Werk „Neue Auslegung der Bibel" u. s. w. sey in ihren Annalen von einem akademischen Professor auf 49 Seiten gewürdigt" u. s. w., und lud ihn ein, an ihren Annalen thätigen Antheil zu nehmen. Dieser Einladung konnte er indeß nicht folgen; er hatte sein Werk schon an der wissenschaftlichen Erforschung des Christenthums.

11.

Ein Jahr zuvor ersuchte ihn die Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin zur Theilnahme an ihrem Institut. Diesem Ersuchen entsprach er. Er hatte weder diese Societät noch jene Corporation dazu veranlaßt — weder ausdrücklich noch schweigend. Er glaubte jedoch zur Zeit, einem Institut der Kritik ohne Nachtheil für sein Werk sich widmen zu können. Sein Glaube täuschte ihn. Er sandte der Societät auf Verlangen eine Kritik des Paulinischen Lehrbegriffs von Usteri. Er arbeitete daran, so lange Noah's Fluth dauerte; da wurde sie zu objectiv. Die Societät erwartete laut Schreibens an ihn eine Rücksicht darauf, daß Usteri nicht bloß seine frühere Richtung in der vierten Ausgabe seines Buchs aufgab, sondern auch ihrem Institut angehörte. Auf letztern Standpunct konnte sich der Verf. in der Wissenschaft nicht stellen. Daher verzichtete er auf die Kritik.

12.

Seltsam meinte man zur Zeit, er sey für eine Schulphilosophie. Man sah jedoch später, daß er für das Christenthum ist. Man meinte Das so. Er zeigte die christlichen Gedanken in Daub, Marheinecke u. a. Da dachte man, er zeigte ihre schulphilosophischen Gedanken als christliche. Das war aber nicht so. Ob sie schulphilosophische oder sonst welche wären, kümmerte ihn nicht.

13.

Das Wort des Lebens sagt: der Gläubige, der das Leben hat, ist im Vater, und der Vater ist in ihm, wie Christus im Vater und der Vater in Christo ist (Joh. 17.). Dasselbe Wort sagt: wir sollen den Vater und den Sohn erkennen im Geiste, der durch den Sohn vom Vater ist (17, 3. 14, 26. 16, 13.) u. s. w. Dieses Wort ist seit Swedenborg oder Hamann auch unter die Philosophen gegangen. Jeder dollmetschet es sich da auf seine Art. Wer die Auslegung beweist — aus Christi Geist und Leben, exegetisch und historisch, ist Jünger Christi.

Auch Fichte's „moralische Weltordnung" ist christlich, nur nicht die moralische Weltordnung „Fichte's." Das Wort des Lebens verkündet das persönliche Seyn Gottes im Menschen; die Wissenschaftslehre Fichte's verkündet dieses nicht. Auch Kant's kategorischer Imperativ ist nicht unchristlich, nur wieder in anderm als Kant's Sinn u. s. f.

14.

Ein Hörer der Lehre des Verf. vor allen wünschte dessen Ansprache an die Versammelten zur Erweckung ihres Studiums der neuesten Schulphilosophie. Der Verf. fand aber, daß selbst für die wenigen Auserwählten dazu noch nicht die Zeit und Stunde sey. Denn ein Sabbathsjahr lies't ein Jüngling unserer Kreise an Hegel's Religionsphilosophie, und solche ist eine der faßlichsten Schriften, und dann hat er Gedanken, welche ihm in der einfachsten und doch markigen Sprache der Wahrheit in so vielen Tagen kommen, wie die

Hebräer Jahre durch die Wüste zogen. Erst wolle Christus seine Einschauungen in Gottes Wesen und Erscheinung dem Theologen vorbilden, und dann wolle der Theolog auch bei den Philosophen nachforschen, ob sie uns dieselben oder andere, und vollere oder schwächere bieten.

15.

Derselbe Hörer der Lehre wurde später im geistlichen Amte zumal anderes Sinnes. Da fand er die Kunstsprache der Schulphilosophie — gleichviel hier ob mit Recht oder Unrecht — öde und unrein, und die Natursprache des Christusgeistes quellend und ätherrein, und daß er wirklich allein „das springende Wasser," „das Brot des Lebens," „der wahrhaftige Weinstock" sey, drängte sich in der Probe des Lebens dem Manne der Gemeinschaft mit unvermeidlicher Macht auf. —

16.

„Der Religionsglaube der Apostel" weis't auf den Geist Christi als Geist nicht bloß über Tempeln und Moskeen, auch über Schulen und Philosophien. Nicht der Vervollkommnung, nur der Entwicklung dieses Geistes dient die wahre Philosophie. Oder Christus ist nur der Erlöser der Juden, oder noch der Neger und Indianer, Berbern und Feuerländer.

„Der Religionsglaube" erhebt aber auch die zeitliche Form des Geistes Christi in seiner biblischen Rede aus den Urkunden des jüdischen Glaubens — vom ältesten A. T. bis zum jüngsten Talmud. Denn selbst in diesem, Jahrhunderte nach Christo gesammelten Werke ist eine Fülle der Redeformen, welche zu Christi Zeit von Mund zu Mund liefen. In allen diesen goß Christus den Geist aus, und der flammende Beweis dieser ersten Ausgießung des heiligen Geistes liegt in der Summe der Originalformen Christi. Diese sehen wir in den Werken nach „dem Religionsglauben," allerdeutlichst in der „Auslegung des Evangeliums Johannes'," im Begriff und in den Beispielen. Wir kommen darauf zurück.

17.

Die Jünger Christi stehen vor Gott mit offnem Haupt

und rufen: Abba lieber Vater; die Söhne der Rabbinen ziehen die Decke vor's Gesicht und murmeln: höre Israel, der Herr unser Gott ist Einer. Der Vater Christi ist der Vater in ihm; der Herrgott der Rabbinen ist der Herrgott außer ihnen. Daher haben die jüdischen Worte Christi den überjüdischen Verstand, und dieselben Worte der Rabbinen den jüdischen Sinn.

Im J. 1824 f. lehrte ein Rabbiner aus Schwerin den Verf. den Talmud. Dieser Gelehrte verhüllte täglich nach Sonnenuntergang vor ihm das Gesicht und murmelte in der Ecke des Zimmers das Schmah. Er hospitirte bei Eichhorn und hörte diesen die sechs Schöpfungstage für sechs Perioden des Schaffens erklären. Als er zurückkam, wurde es dem Verf. schwer, seine Entrüstung zu besänftigen. Auch diese persönliche Erfahrung bestärkte den Verf. in der wissenschaftlichen Erforschung des christlichen Sinns der jüdischen Redeform des Neuen Testaments.

18.

Das ist etwas von der Wirksamkeit durch die Schrift. Auch einiger Einfluß auf die Exegese zunächst ist doch zu bemerken, noch kein Strom zum Schiff, aber doch eine Vorbedeutung dazu. Wenigstens ist es ermuthigend, daß in der neuen Ausgabe gewürdigter Exegesen auf das zusammenhängende Bewußtseyn Christi und seiner Schriftsteller inniger eingegangen ist, wurden denn auch da die höchsten Principien der Auslegung noch nicht festgestellt und von Rede zu Rede Christi und seiner Schriftsteller angewandt. Noch mehr aber sind wir in der Form der Exegese fortgeschritten. Und mit Recht ist diese ebensosehr Aller Augenmerk, wie der Geist; denn der Geist ohne die Form ist nur der halbe Geist. Die Form ist gehaltvoller und sinniger, dabei feiner und geprägter, und in allem diesem des Geistes würdiger geworden.

Der Fortschritt darin kommt auf Rechnung des fortschreitenden Geistes — einen Beitrag dazu steuert jedoch die emsige Arbeit jedes fortschreitenden Mannes der Wissenschaft. Auch

der Verf. wünscht ebensosehr die rechte Form wie den rechten Geist, in Wort und Schrift, in's zwanzigste Jahr. Daher sieht er schon am Fortschreiten in der Form mit Freuden, daß doch auch seine Arbeit nicht im Sande sich verlief. In der Form des Geistes schreiten wir aber zu Zeiten fort, ohne uns schon des Geistes selbst zu bemächtigen. Denn der Geist bemächtigt sich auch unsrer und treibt uns zu seiner Form und damit zu seinem Zweck, ehe wir nach diesem Antriebe rangen und ihn wissenschaftlich verstanden.

19.

Dasselbe sehen wir in den Darstellungen des Lehrbegriffs der Apostel — insbesondre des Paulinischen und Johanneischen, und wir harren auf ein Leben in der Wissenschaft vom Christenthum — des jetzigen Zeitalters ungeachtet — wonach die Principien und Beweise den ersten Theil der Wissenschaftswerke bilden, die Beschreibung und Ausführung den zweiten, und die Geltung und Anwendung des Lehrbegriffs im christlichen Leben den dritten, — nicht als formelle Abtheilungen, aber als einander durchdringende und erfüllende Bestandtheile des Einen Wesens der Erkenntniß.

20.

Zur Einsicht kommen nach und nach auch größere Resultate der Forschung. Die „Neue Auslegung der Bibel," die „Auslegung des Evangeliums Johannes" und das Buch vom Fürsten enthalten als ein größtes Resultat die Erforschung der Redeform Christi. Dieses lautet: Die Redeform Christi ist nicht bloß eine jüdische oder überlieferte, vielmehr auch eine überjüdische oder originelle — im Ganzen und Einzelnen. Denn sie ist malerisch-schön, lebenskräftig und in Gegensatz und Einheit harmonisch. Ihre Schönheit ist ihre sprechende Reinheit und scharfe Signatur bei der Verkörperung der himmlischen Ideen in irdischen Worten (s. z. B. Mt. 5, 13—16. 17—19.), ihre Lebenskraft ist ihre Kürze und Gewalt bis zum Imperatorischen (V. 3 ff. 22.), ihre Harmonie in Gegensatz und Einheit ist ihr klangvolles sich Entsprechen im

bejahenden und verneinenden Satze, im sinnlichen und übersinnlichen Begriff, im Entgegensetzen der Nacht- und Tagesseite des Lebens (s. vor allen Joh.-Ev., z. B. 2, 19. 3, 5—21.).

Die Söhne des Lichts trieb solche Rede zum Frohlocken. „Du hast Worte des ewigen Lebens," sagten die Apostel. „Noch nie hat so ein Mensch geredet," sprachen selbst die Gerichtsknechte. Die Genossen des Bösen brachte sie in Verzweiflung. „Sie suchten falsches Zeugniß wider ihn," heißt es.

21.

Diese Redeform selbst ist das geprägteste Siegel, der unerschütterte Beweis der Aechtheit der Evangelien. Weder ein Palästinenser noch Alexandriner, und weder ein Gnostiker noch Neuplatoniker konnte eine solche Rede formen. Nur aus Dessen Munde konnte sie gehen, welcher auf dem Boden der Geschichte die Wahrheit, der Weg und das Leben ist, und welcher als solche in Kirche und Staat, Gesellschaft und Familie, höher und heller, vor und nach der Reformation erschienen ist.

22.

Auch auf diese Redeform merkt doch jetzt schon der eine und andre, und treten ihrer nur erst Einige ein, so sammeln sich für sie Mehre. Weiße z. B. in seinen Werken über die evang. Gesch. und über die Zukunft der evangelischen Kirche, zeigt schon einen guten Sinn für sie, und sieht den feuerfesten Aufbau, den wir auf sie gründen, ja schätzt diese eine Entdeckung höher, als die Summe aller Beweise für die Aechtheit der Lehre Christi. Die Arbeit des Verf. nennt er nicht, sie kann das Wahre nicht wahrer machen. Es genügt, wenn die Wahrheit offenbar wurde; durch wen sie es wurde, gilt Gott und der Gemeinschaft gleich. Und besser auch, eine Arbeit wird öfter genutzt und seltner genannt, als öfter gelobt und seltner geliebt. Heeren stritt noch mit Herder über die Priorität einer Entdeckung in den Ruinen des alten Persepolis. Aus der Zeit sind wir glücklich heraus. In den Nacht-

wachen des entfliehenden Erdenlebens lohnt es nicht der Mühe, so geringe Ansprüche zu erheben.

23.

Unter dem Christenthum verstand auch der Verf. stets die Religion für Alle oder die Religion wie sie seyn soll — für die Völker der Jahrtausende bis zum Untergange des Planeten. Doch dieses Verständniß war ihm noch zu vag und ätherisch. Er bezog daher das Christenthum individueller auch auf die reine Unmittelbarkeit unsers prosaischen Lebens; in dieser Beziehung erschien es ihm noch praktischer, als wofür man es in der gewöhnlichen Betrachtung seiner Universalität ansah. Das Christenthum erschien ihm als die Religion nicht bloß für die Kirche, den Unterricht, die Sitte, sondern ebensosehr auch für den Staat, und jetzt sind die Beweise voll gesammelt, die Exegesen erneuert, die Facta vorgelegt, die Resultate erweitert — für die Weisen und Jünger der Weisen zur Prüfung und Lehre (s. das „Verhältniß" 2c.).

24.

Das hat er nochmals gearbeitet. Seine erste Arbeit für das Christenthum in der Politik ist unter die Dachtraufe gefallen. Nicht bloß die namhafte wissenschaftliche Kritik (s. „das Verhältniß" 2c.), auch die namenlose gesellschaftliche Unterredung ist darüber hergefallen.

Z. B. in Ruge's Deutschen Jahrbüchern. Sie eröffneten vor bald zehn Jahren eine schnell vorübergegangne Unterredung auch über die hiesige Universität. Sie meinte einstimmig, vergessen und vergeben sey hier besser als rügen und behalten. Die große Universität kann das. Aber die Nebengelehrten fühlen den Luftzug. Die Kreuzluft ist die drückendste.

25.

Hic niger est, ist ein drückendes Wort, da wo die Lauge fehlt. Der Bemittelte hat sie zum Ueberfluß.

Sympathien selbst soll der Verf. verloren haben durch den Ruf des Absolutismus. Und doch ist seine Schrift über das Verhältniß des Christenthums zur Politik keine andre als

sein Buch vom Fürsten, nur stellenweise noch deutlicher und entwickelter. Lesen wir dieses Buch. Nicht bloßer Irrthum sagt, es sey für den Absolutismus; jene Jahrbücher aber zeihen es des „schnöden Absolutismus.“ — Selbst Carové und Biedermann gestehen, daß „das verfassungsmäßige Fürstenthum“ in ihm nicht fehle. So „platzen auf einander die Geister.“

Die Jahrbücher begrüßen den Verf. mit Convenienzen, „Originalität und Scharfsinn, Phantasie und vielen Kenntnissen in der Exegese“ u. s. w. Was ist Das anderes, als dem Manne einen guten Tag sagen und ihn darnach aufs Haupt schlagen, damit er mit seiner Originalität u. dgl. zu Hause bleibe und vom guten Tage nichts mehr erfahre? Was für eine schlechte Originalität ist es, welche zu einem „schnöden Absolutismus“ führt! — was für ein Stumpfsinn ist der Scharfsinn, welcher sich der „Verwirrung der Begriffe“ schuldig macht! — die „Phantasie“ aber zumal ist da nur „Phantasterei,“ und die „vielen Kenntnisse in der Exegese“ sind „Unkenntniß der reinen Christuslehre, Verkennung ihres Nationen befreundeten Sinns“ u. s. w.

26.

Der Ursprung solcher Rede ist: das monarchische Princip mißfällt der Demokratie, vollends wenn es als das christliche erscheint. Der Beweise bedarf es da nicht, die Versicherungen des Mißfallens genügen.

Solchen gegenüber genügen dann auch Versicherungen des Wohlgefallens — selbst in privaten Schreiben, und können gewissenhaft auch aus solchen berufen werden; denn sie sind, was sie seyn wollen, nämlich rein literärisch und daher überall nichts bloßes Privates. Der sinnige und nicht absolutistische Darsteller des Charakters Friedrich Wilhelms des Dritten, der Bischof Eylert zu Potsdam, schrieb einem hannoverschen Geistlichen von hohen Verdiensten um das Gemeinwesen im J. 1842, „er habe den Verf. des Buchs vom Fürsten als einen echt evangelischen Christen kennen gelernt und gesehen, daß in jenem Buche klar und tief am einzig wahren Fundamente der

öffentlichen Volkswohlfahrt mit eminentem Geiste gearbeitet sey" u. s. w., und ein erster Geistlicher unsers hannoverschen Landes schreibt in demselben Jahre dem Verf., „das Christliche scheine ihm in jenem Buche mit klarem und tiefem Blick erforscht zu seyn" u. s. w.

Bloße sociale Artigkeiten sind solche Urtheile nicht: das eine sprach sich nicht dem Verf. aus, und ist das Urtheil eines Mannes, welcher für eine würdige Wirkungsstätte des Verf. thätige Fürsorge trug, obgleich er mit ihm weder persönlich noch literärisch auch nur lose verbunden ist. Das andre aber ist das Urtheil eines Mannes, dessen Glaube und evangelische Richtung im Lande vorbildlich sind. Nicht auch eignet der Verf. sich selbst solche Urtheile zu; sie gebühren dem christlichen Geiste, seiner Klarheit und Tiefe, seiner eminenten Macht und Würde. Denn was in Christi Lehre und Leben erforscht und aus ihnen an den Tag gebracht ist, fällt ganz und allein auf den Ursprung, den Geist Christi selbst zurück, und alle Männer von Religion dienen Christo zu Organen für seine Erlösungszwecke. Was Er durch ein jedes Organ will, Das treu für die Brüder schaffen, ist eines jeden Schuldigkeit, und wer an ihnen seine Schuldigkeit nicht thut, hat mit dem Bösen den Bund geschlossen.

27.

Mißfallen und Wohlgefallen haben in der Gesellschaft ihr Wesen; der gesellige Mensch bezeugt das eine oder das andre, wie es ihn gut dünkt. Die Wissenschaft steht darüber. Sie gründet ihr Verdict nicht auf Gefallen oder Nichtgefallen, und sie gefällt sich nicht im Gutdünken, ihr genügt nur am Gutseyn.

Die Verwerfung der Lehre des Geistes Christi mit ihren Beweisen und Früchten ohne Gegenbeweise nnd beßre Früchte ist eine Handlung des Gutdünkens. Die Anerkennung derselben nach ihren Beweisen und Früchten (s. „das Verhältniß" ꝛc. und Sechst. Fragm. 9. u. s. w.) ist das Werk der Gerechtigkeit, nicht bloß gegen den Mann der Wissenschaft, — dessen

persönliches Leben ist für Staat oder Gesellschaft, Kirche oder Schule nur eine Nachtwache, — vielmehr gegen die Gemeinschaft; ihr soll das Werk seines Lebens Wege und Fluren öffnen für Generationen. An ihr vergeht sich der Bruder am schwersten, welcher Schlagbäume und Verhacke auf die Wege bringt, ohne sich von höhern Orts wegen, nämlich durch Gründe aus der Höhe der Wissenschaft zu legitimiren.

28.

Vereinzelt blieb jedoch die Verwerfung und mehrstimmig war die Anerkennung der Schrift des Verf., und selbst öffentlicher wurde sie, als sich nach seiner Stellung erwarten ließ. Namentlich bezeugten zwei Facultäten eine öffentliche Anerkennung an den Festen der 300jährigen Stiftung ihrer Universitäten — und zwar beide einem Manne, welcher auch nicht ein Mitglied derselben persönlich kannte, noch literärisch mit ihm verbunden war. Im ersten Jahre nach der Herausgabe „des Religionsglaubens der Apostel" erwählte ihn die theologische Facultät zu Marburg zum Licentiaten — im dritten Jahre nach der Veröffentlichung seines Buchs vom Fürsten ernannte ihn die Facultät zu Königsberg zum Doctor der Theologie, und nicht bloß die Urkunden, auch die Zuschriften der Facultäten beriefen seine literärischen Arbeiten als den ausschließlichen Beweggrund.

29.

Soll aber der Mann des Staats Pairswürde und Knieband orden in Christi Geist nicht verachten, da wo sie dem Staat und nicht bloß der Person dienen (s. „das Verhältniß" ꝛc. §. 38.), so kann der Mann der Schule seine Ehrennamen nur hochachten, da wo sie die Schule und nicht bloß den Träger schmücken. Das thun sie, wenn sie ihm nicht eitle Titel, sondern Würdenamen sind. Solche sind sie ihm, trägt er sie mehr im Herzen als vor der Brust, d. h. dienen sie ihm mehr zu Wahr- und Bewahrzeichen seines Lehrberufs in der Gottes- oder Rechts- oder andrer Gelehrtheit, als zu äußern Glanzzeichen. Dieser Hochachtung befleißigte sich aufs Ernsteste

der Verf. im Dienste für die Brüder, ein Vierteljahrhundert hindurch von den Sonnenaufgängen bis Niedergängen, und er bewies seinen Ernst dadurch, daß er von seinem Beruf unter keinerlei Hindernissen abließ, und erst auf ihn verzichtet, da die Nothpflicht der Selbsterhaltung für ein geistig=lebendiges, d. h. für die Mitmenschen thätiges Daseyn ihn dazu zwingt.

Achtes Fragment.

Die Wirksamkeit durch das Leben.

1.

„Das schöne Leben," spricht der Mensch der Gesellschaft. „Des Lebens goldner Baum" sagt der Seher. Was hat davon der Grönländer nach unserm Begriff! Liegt auf seinem Herzen der Firn so dick wie auf seinem Boden, so dringt in ihn nicht viel vom Geiste des Erlösers.

Schön ist aber unser Leben nur, wenn es ideal ist, das bloß reale Leben ist häßlich. Es ist die Flucht des Geistes aus dem, in welchem der Geist ist.

Der Verf. hat sich behütet vor dieser Flucht. Sein Leben hat wenigstens keine Sonnenflecke. Die kleinern Stellen aber sind nicht zu große. Vor Gott sind sie freilig groß genug, unter Menschen soll aber nur Der den Stein aufheben, der selbst ohne Fehler ist. Wir fehlen alle mannichfaltig, Fenelon und den heiligen Bernhard nicht ausgenommen.

2.

Indeß wirkte der Verf. durch sein Leben nicht viel. Sein Wandel war im Thale, daß es die Nachbaren auf der Höhe nur wunderte. Im vorgerückten 19. Jahrhundert und unter dem nordischen Himmel war das natürlich. Er bemühte sich ein Beispiel zu werden, sein Beispiel verlor sich im Nebel.

3.

Er wirkte jedoch durch sein Leben nicht zum Uebel. Sein

Leben war rein. Wer ein Anderes in ihm sah, nahm es aus sich selbst.

Er hat die Brüder nicht verletzt. Es war zu Zeiten Anlaß. Der Anlaß wurde vermieden. Schüler kamen an ihn heran mit allerlei. Er verstopfte das Gehör, oder lenkte auf die guten Seiten. Das Herzweh war in ihm, wenn man ihm mit dem Nachtheiligen kam. Er wollte nichts mustern und meistern, da wo er es nicht beweisen konnte, nicht groß werden, dadurch daß er Andre klein machte. Im Lehrvortrage konnte er beweisen, im Discurse war das Beweisen unmöglich. Daher enthielt er sich des Discurses. Er stimmte niemals in die nachtheilige Rede des Discurses ein und mied jede Gelegenheit. Auch im Lehrvortrage selbst waren ihm nur Parteien und Richtungen im Gesicht, niemals Personen. Eines Namens hat er sich niemals bedient.

4.

Dagegen ist er selbst von persönlichem Anlauf nicht frei geblieben. Ja er ist so scharf geworden, daß die Schärfe nur durch Religion und Besinnung auf das Innerste der Wissenschaft allmälig schwächer wurde. Er hat den schriftlichen Beweis. Er bittet Gott, er wolle es von ihm abwenden, daß er ihn zur Lehre vorlege. Er würde einen zu schmerzlichen Einblick öffnen in den stellenweisen Abstand des Lebens von der Wissenschaft. Doch diente ihm das Uebele auch zum Guten.

5.

Sein häusliches Leben war nicht ohne Beklemmungen. Man hat ihn gefragt, warum ihm der Genoß des Hauses, der ihn bediente, zuletzt „wie der Heide und Zöllner" war (Mt. 18, 25—27.). Die Antwort liegt im Matthäustext (a. O.) selbst. Man hat es nicht vollkommen gewürdigt, wenn er mit ihm in die Krisis ging (Mt, 5, 22.). Die vollkommne Würdigung wird nachfolgen. Ein Beispiel kann dazu helfen. Z. B.: wir behandeln einen Diener mit grundsätzlicher täglicher Nachsicht und Güte, das leide Wort und die unheitre

Stirn auch im Verkehr mit dem Letzten der Gesellschaft halten wir für die Unehre des Christen, und auf seine Stufe uns stets versetzen für des Christen Schmuck, wir erweisen ihm auch nach und nach mehres Gute zur Stärkung in der Treue, als wir ohne Entbehrung in unsrer Lage können. Der also Behandelte gesellt sich darauf zu denen, welche Parent Duchatelet beschreibt, oder huldigt dem Princip der Gütertheilung. Er bezeugt dann in dieser neuen Schule seinen Dank für unsre Behandlung bis zur unnatürlichsten Verhöhnung, — als wollten wir es wie die „übermäßig christliche" Guyon haben, welche die unchristliche Handlung ihrer Dienerin an ihr gern sah, weil sie ihr zur Märtyrerfreude wurde, — er verkürzt uns die pflichtschuldige Fürsorge für die unerbittlichste Nothdurft des Lebens täglich und in der strengsten Jahrszeit, bei sichtbarer Unmöglichkeit, einen neuen Fürsorger alsobald zu bekommen, und krönt endlich seine Unthat damit, daß er Ansprüche an uns ersinnt und mit diesen uns vor den Richter zieht. —

Kann es der Mensch und Christ auf sich nehmen, das Gebot solcher Ansprüche in solchem Fall dahin zu werfen, um die Klage mit ihrer Sorge u. s. f. zu meiden? — Wird dabei ein tieferer Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn in uns noch Wurzel haben (s. „das Verhältniß" rc. §. 17, 6.)? — Nur eine ungeistige und damit auch unchristliche Moral, eine Moral ohne Einheit und Ausführbarkeit, wird einer so materiellen Praxis den Begleitschein geben.

6.

Der Verf. litt zu Zeiten an Ueberarbeitung und Nachtwachen, und in Folge davon an örtlichem Schmerz. Er konnte dann bei engerer häuslicher Beschränkung das räthlichste Medicament dagegen nicht immer in der Schnelle beschaffen. Er besänftigte daher den Schmerz durch ein Mittel, das er in gesunden Tagen verabscheuete. Darauf wurde von Einem oder noch Einem die Meinung gebaut, er sey einer Sitte zugethan, welche das contrastirendste Gegentheil seiner Sitten ist. Indeß hat auch diese Meinung das Weite gesucht.

7.

Seine Lebensart war vom ersten bis letzten Tage einfach und regelmäßig, vorsichtig und enthaltsam, ja in Zeiten über die Maßen; engere und weitere Umgebung aller Orten, wo er lebte und wirkte, zeugen. Sein Erscheinen vor den Brüdern war aber nie asketisch, sondern stets und in jeder Hinsicht standesgemäß und des aufgeklärten Mannes würdig, und ein innerstes Wehe durchzog ihn, so oft er Gelehrte sah, deren Aeußeres mit dem Innern im Contrast erschien; auch im Collegium drang er stets auf die Einheit des Aeußern mit dem Innern, zumal beim studirten Manne, dem Vorbilde des Volks, geschweige beim Manne von höherer Weisheit. Nur sein Leben für sich kam Jahre lang dem asketischen nahe — zum Zweck der Wissenschaft. Solches Leben stärkte den Geist, förderte seine Besinnung und erleichterte die Sammlung seiner Kräfte; ihrer bedurfte er alle Zeit im äußersten. Nicht vermissen wird auch der Literaturkundige auf dem Gebiete solche Sammlung in der Schrift des Verfassers. Für das Wort im Collegium bedurfte er der Sammlung alle Zeit fast noch dringender. Denn da mußte er Gedanken und Körper des Gedankens ohne äußeres Materiale aus dem Geiste hervorholen, ordnen und beweisen, erläutern und anwenden. In Mäßigkeitsvereine brauchte er daher seinetwegen nicht einzutreten, so wenig wie in Gesellschaften zur Empfehlung des Pferdefleischessens. Er würdigte jedoch solche Vereine, ihre Tugend und Wirksamkeit für die leibliche uud geistige Erhebung unsers Geschlechts. Und auch muthiger für's Gute und Große und mündiger im Staat und in der Gesellschaft werden wir, wenn dieses Opiumleben aus seiner Betäubung erwacht und in das reinere Naturleben des sittlichen Geistes umschlägt. Pater Mathew und seine Nachbilder erschienen ihm stets als ächte Väter der leidenden Menschheit, deren Lohn im Himmel groß seyn müsse.

8.

Eine gute Ader war bei dem sichtbar rechtlichen Leben

und Schaffen des Verf. in seinen treuen Lehrern für seinen Beruf. Sie beobachteten ihn in der Nähe.

Im Hause G. E. Schulze's, eines ehrwürdigen Charakters aus dem vorigen Jahrhundert, hielt er seine ersten Collegia. Er war ihm schon von Studentenjahren her befreundet. Der Verf. gab ihm Arbeiten, welche Schulze dem Collegium über die Logik aufgab, sie betrafen die logischen Grundgesetze, den Begriff und den Schluß. Schulze ersuchte ihn darauf, seinen Sohn das Griechische zu lehren. Nachdem er dann nach seiner Rückkehr von Verden die ersten Collegia hielt, rieth Schulze seinem Collegen Pott, ihn zum Studiendirector in Loccum vorzuschlagen. Pott that dieses mit herzlicher Bereitwilligkeit. Es war aber für den Vorgeschlagenen wohl zu früh, und in der Hauptsache zu spät. Der ersehnte Director war schon da. Ein würdiger und mit Recht im Kloster geschätzter Mann war so eben ernannt.

9.

Im J. 1825—1826 wünschte J. G. Eichhorn den Verf. der Universität Erlangen, und bemühte sich aufs Ernstlichste. Erlangen bedurfte aber damals nach der Meinung der Fürsorger schon eines Mannes von äußerm Beruf, vielleicht auch von größerm Ruf.

Im J. 1833 aber trat Planck der Aeltere mit schriftlichem Wort für die Lehrstätte des Verf. am Orte seines Lehrens ein, laut mündlicher und am Tage des Eintretens auch schriftlicher Nachricht, — aber schon mit zitternder Hand, er war emeritirt und dem Ende der Sterblichen nahe.

10.

Neuere und neueste Mitlehrer von größerm Charakter und verschiedner Wissenschaft, sind ebenso für das Fortwirken der Lehrkraft zum Ertrage für die Brüder bis ans Ende — zufolge schriftlicher und persönlicher Bezeugung — auch solcher, welche über den Ort der Function hinausging. Sie achteten

nicht bloß auf die Dauer und Frequenz der Benutzung seiner Lehre, sondern auch auf den Ruf und die Wahrheit seines Lebens.

11.

Der Ort der Lehre behielt stets seine starke Anziehungskraft. Er ist ja ein Mittelpunct Deutscher Gelehrsamkeit, an welchem sich die Reformation der Kirche wissenschaftlich-gründliche Organe zog. Der Verf. setzte wohl in Zeiten einen schweren Ernst daran, eine andre Bühne zu nehmen. Aber sein Stück blieb ihm zugemessen. Die fünf Acte sind nun durch. Er konnte aber auch dazwischen weder nach Gotha noch nach Brandenburg. Bald war ein wirklich wissenschaftliches Collegium, bald eine vermeintlich reformatorische Schrift sein Verhau. Dazu kamen noch sehr äußerliche Gründe. Es bedurfte zum Wegkommen immer eines stärkern Ansatzes als zum Dableiben. Seine Großväter waren todt. Die Nachkommen litten an der Auszehrung. Der Sacramento war noch versumpft. Also mußte der Ritter sein Pferd im Stalle lassen. Auch die Gelegenheiten zur Flucht waren ungünstig. G o t t aber hat es so gewollt. Sonst wäre er doch weggekommen.

12.

Sieben Mal hob Gott den Verf. aus leiblicher Lebensgefahr, — so steht es in seinen Tagebüchern seit seinem achtzehnten Lebensjahre, — aus Gefahr im Wasser, obgleich er von der Weser und darin kein Neuling ist, — auf dem Pferde, obgleich er, wenn auch nicht wie Peel, die Schule machte, — vor dem Wagen, obgleich er Vorsicht rief u. s. w. — Das achte Mal ist er in geistiger Lebensgefahr. Darunter versteht er die Gefahr, nicht das zeitliche Leben für sich, aber die überzeitliche Bestimmung für die Brüder zu verlieren. Ob ihn Gott auch daraus für den irdischen Kreis erretten wird, steht bei Gott, der die Menschen lenkt, wenn sie sich von ihm lenken lassen.

Die Natur freilich, durch welche Gott uns aus dem Uebel emporträgt, gehorcht Gott ohne Willen, der Mensch aber hat seinen Willen, daher auch seinen Eigenwillen.

13.

Der Wille des Menschen aber bleibt, — nicht bloß zum Kirchen- und Schulenbauen, auch zum Städteverbrennen und Länderverwüsten. Was ist das arme Leben des schnell dahingefahrenen Einzelnen gegen solche Größen und Gesammtheiten? Ein Sonnenauge auf dem Wasser, das in den Ocean strömt.

14.

Wollen wir Beispiele des stillen Tragens unsres Berufsschmerzes seyn, so täuschen wir uns — sogar ohne Enttäuschung. Dafür sind unsre Zeit und unser Land zu weit. Wen wollen wir dadurch heiligen? — Dergleichen wird weder begehrt noch aufgenommen. Das möchte wohl noch auf dem Sirius oder Algol seyn. Auf unsrer Erde kommen wir damit zu spät.

Als 14jähriger Knabe war der Verf. an einem Sontage in einer zahlreichen Mittagsgesellschaft „höher Gebildeter.“ Es wurde darüber abgestimmt, welcher Lustort für den Nachmittag zu wählen sey. Auch die Kinder wurden gefragt. Der Verf. antwortete, er gehe lieber nach der Kirche. Darauf sprach sein hocherwachsener Nachbar, „dann bedauere er ihn,“ und die ganze zahlreiche Gesellschaft gerieth über die Verhöhnung in ein schallendes Gelächter, das durch das Wort des Verf., „und er beneide ihn nicht,“ nicht erstickt wurde.

Können wir Wissenschaftlichen nicht mehr mit Wort und Schrift Wege bahnen, weil die Bahnstätte fehlt, so ist unser Leben gar nicht begehrt. Unsre Rechtlichkeit ist nicht von dieser Welt, unsre Redlichkeit findet keinen Glauben, unsre Humanität keinen Anhalt, unsre Versöhnlichkeit keine Gelegenheit, unsre Großmuth dient zur Parabel, die Mammonjäger laufen auf den Gassen und spähen, wer gestickte Kleider trage,

die Weisen bleiben unter Verschluß, die Jünger leben vom täglichen Brote.

Der Geist in Kraft mit dem Leibe in Schwachheit ist für unsre Zeit und Welt ein Sternschnupfen, den wir sehen um ihn nicht mehr zu sehen.

Also ist jedes wissenschaftliche Märtyrerleben heutzutage nur ein bedauerliches Leben.

Druck von E. A. Huth in Göttingen.

Matthaei, Georg Christian Rudolf,

Das Verhältniß des Christenthums zur Politik nach akademischen Vorträgen

Göttingen 1850